



Schon

Die GKR-Fakultät heißt nicht mehr Orientwissenschaft, das Institut schon.

HoPo, S. 2 & 14

Wieder

Coronaleugner sehen in den Coronamaßnahmen DDR-Zustände.

Wissenschaft, S. 10

Lockdown

Welche unabhängigen Buchläden euch jetzt Lesestoff bieten können.

Service, S. 13

Uns gibt's
auch
online:



www.luhze.de

GLOSSE

Real

Sechs Uhr morgens, ein blauer Vogel fliegt über das orangefarbene Müllauto. „Aha, guck mal, was Ulf Poschardt da gezwitschert hat“, hört man von der am Auto hängenden Person. „Ja, unfassbar“, tönt es aus dem Fahrerhäuschen. Der Vogel fliegt weiter, in Richtung Mittagssonne, weicht einer Paketdrohne aus. „Gruslig, diese Drohnen“, kann der Vogel aus dem Cockpit eines Flugzeugs vernehmen. „Ich frag mich, was Lars Weisbrod darüber pfeift.“ Der Vogel setzt zum Sturzflug an, bald loggt sich Böhmermann ein. Am Fenstersims einer Anwaltskanzlei macht unser Held Pause. „Oh, diese Studentin aus Mecklenburg ist mit der Ministerpräsidentin befreundet! Die muss es ja dann wissen“, lauscht er der kaffeetrinkenden Anwältin. Ihr Sekretär ist nicht überzeugt: „Aber dieser Regisseur widerspricht ihr doch, das kann nicht sein.“ Es wird schon dunkel, der Blauspatz überfliegt eine Haltestelle. „Oh nein, nicht Friedrich Merz!“, hallt es unisono unter ihm.

Verschlossen

In Leipzig sind die Türen zu



Leerstehende Häuser machen angesichts der Wohnungsnot in Leipzig Viele wütend. Lest mehr dazu auf Seite 4 und Seite 14. Außerdem werden aufgrund des Teillockdowns die Überbrückungshilfen für Studierende wieder eingesetzt, wie ihr auf Seite 2 lesen könnt. Und trotz Systemrelevanz blieben auch in den vergangenen Wochen mehrmals die Bus- und Straßenbahntüren zu: Eine Reportage vom ÖPNV-Streik findet ihr auf Seite 3.

Foto: Yannick Beierlein

Wenn das Semester zur Zerreißprobe wird

Lehrer*innenbildung kann wegen des Zukunftsvertrags nur bis Neujahr geplant werden

In diesem Semester geht das Vorlesungsverzeichnis der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig nur bis zum 31. Dezember. Der Grund: Ab dem 1. Januar tritt der Zukunftsvertrag in Kraft, womit vor allem in den lehrer*innenbildenden Studiengängen Stellenkürzungen und Personalveränderungen einhergehen. „Wir haben uns für ein verkürztes Vorlesungsverzeichnis entschieden, weil das schlicht den Tatsachen entspricht“, erklärt Kerstin Popp, Studiendekanin der Fakultät. Rund 80 Prozent der Beschäftigten seien von den Änderungen betroffen. Konkret heißt das: Mehr als drei Viertel der Lehrstellen wurden und werden zum 1. Januar neu ausgeschrieben. Ob eine Lehrkraft ihr Modul ab Neujahr weiterführen

kann, hängt von der Bewerber*innenlage ab, und davon, ob die Person, deren Vertrag ausläuft, nach wie vor die geeignetste für die Stelle ist. Bis Klarheit über die Besetzung der Stellen herrsche, könne es noch bis Weihnachten dauern, so Popp.

Pauline Majumder hat schon Klarheit: Ihr wurde bereits im Laufe des Jahres mitgeteilt, dass sie ab Neujahr nicht weiterbeschäftigt werden wird. Majumder ist Lehrbeauftragte für besondere Aufgaben (LbA). Sie hätte sich nach eigener Aussage nur pro forma nochmal auf ihre Stelle bewerben können. Im Juli hatte es viel Protest von Beschäftigten und Studierenden gegen die Umsetzung des Zukunftsvertrags gegeben, kurzzeitig wurde das Rektorat besetzt. Als jedoch klar wurde,

dass das Rektorat sich nicht umstimmen lässt, seien „die Ellenbogen ausgefahren worden“. „Die Stimmung an der Fakultät hatte einen Kipppunkt: Als Anfang der Semesterferien die ersten Ausschreibungen rausgingen“, erzählt Majumder. Dann sei es plötzlich darum gegangen, wer wem den Job wegnimmt. „Diese unangenehme Stimmung ist irreparabel“, klagt die Mitarbeiterin.

An der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät ist die Lage deshalb so prekär, weil die Mehrheit der Stellen aus dem sogenannten Bildungspaket bezahlt wurde, das nun vom Zukunftsvertrag abgelöst wird. Laut Kerstin Popp ist pro Lehrbereich in ihrer Fakultät nur eine Stelle fest, alle anderen hängen an den Bedingungen des Zukunftsvertrags. Auch

andere Fakultäten sind davon betroffen, allerdings nicht ganz so heftig. Am Institut für Germanistik etwa konnte das Vorlesungsverzeichnis bis zum Ende des Semesters geplant werden. „Die Planung war für uns extrem schwierig und langwierig, letztendlich haben wir es aber geschafft, dass es nur relativ wenige Veranstaltungen mit Dozent*innenwechsel gibt“, beschreibt Barbara Schlücker, Institutsleiterin der Germanistik.

Für Studierende solle die Situation laut Popp allerdings so unkompliziert wie möglich ablaufen. „Nur in Einzelfällen könnten sich Seminarzeiten im Falle eines Personalwechsels ändern, es wird aber keine Neueinschreibung oder Ähnliches geben, sondern eine individuelle Klärung gesucht“, sagt

die Studiendekanin. Die Lehrenden, die von den Unsicherheiten betroffen sind, wurden angewiesen, dies zu Semesterbeginn transparent zu machen. Vor Weihnachten werden die Studierenden dann erfahren, wie es weitergeht. Dennoch sei es ein Problem, dass Studierende nicht wissen, wer ihre Prüfungen abnehme, kritisiert Felix Fink, Referent für Lehramt des Studierendenrats. „Selbst wenn die neuen Dozierenden sehr bemüht sind, wird es zu einem Bruch und zu strukturellen Nachteilen für die Studierenden kommen“, so Fink über die Rektorsentscheidungen. „Es darf nicht nur wichtig sein, dass es nach außen hin aussieht, als ob es funktioniert.“ Intern sei die Umsetzung eine Zumutung für alle Betroffenen.

Theresa Moosmann

MELDUNGEN

Wahlen

Am 15. und 16. Dezember finden an der Universität Leipzig die Hochschulwahlen statt. Dabei werden unter anderem die Fachschaftsräte und studentischen Vertreter*innen für den Senat gewählt. Die Veranstaltung war ursprünglich für Juni dieses Jahres angesetzt, wurde jedoch pandemiebedingt verschoben. Damit die Wahlen sicher ablaufen können, will sich der Studierendenrat an den offiziellen Hygienevorschriften der Universität orientieren. Ein konkretes Konzept wird entwickelt, sobald die Orte der Wahllokale feststehen. Das ist für den 15. November geplant. Falls eine Präsenzwahl nicht möglich sein sollte, plant der Studierendenrat, ausschließlich Briefwahlen durchzuführen.

Studienbeginn

Im Oktober begann für circa 7.000 Studienanfänger*innen das erste Semester an der Universität Leipzig. Diese teilte mit, dass trotz der coronabedingten Einschränkungen knapp 42.000 Bewerbungen eingingen, darunter mehr als 3.200 von ausländischen Bewerber*innen. Dies seien ähnliche Zahlen wie im Vorjahr.

Lena Kämper

Es ist ein Anfang

Rechtsbibliothek II wurde eröffnet

Am 26. Oktober wurde die Bibliothek Recht II in der Burgstraße 21 eingeweiht. Die neue Teilbibliothek mit dem Schwerpunkt Öffentliches Recht bietet auf anderthalb Etagen 180 zusätzliche Arbeitsplätze zu den bereits in der Bibliothek Recht I (Burgstraße 27) vorhandenen 445 Plätzen. Ausreichend ist die Platzzahl jedoch nicht. Laut Pressestelle der Universität Leipzig haben im Wintersemester 20/21 rund 750 Studienanfänger ihr Jurastudium aufgenommen. Damit sind es in den letzten zwei Jahren rund 1.400 Studierende nur aus dem Grundstudium, die sich auf 625 vorhandene Stühle verteilen müssten und das nur sofern alle anderen Jurastudierenden fernbleiben. Aufgrund der Corona-Abstandsregeln sind außerdem zurzeit nicht alle Plätze verfügbar deswegen wird es in der Praxis wohl eher auf den Grundsatz „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“ hinauslaufen.

Die zusätzliche Bibliothek

nehmen die Studierenden dennoch dankend an. „Ich persönlich bevorzuge dieses Rechtsgebiet und freue mich, ab sofort einen ganzen Standort mit fachbezogener Literatur und praktischen Gruppenarbeitsräumen für Hausarbeiten und Lerngruppen zu haben“, sagt Florian Schulz, Jurastudent im dritten Fachsemester und Nutzer der neuen Bibliothek. „Das kann aber im einzigen juristischen Ausbildungszentrum Sachsens nur ein Anfang sein.“ Tatsächlich existieren laut dem Dekan der Juristenfakultät, Tim Drygala, im Rahmen des Bundesprojektes „Forum Recht“ vorläufige Pläne des Staatsbetriebes Sächsisches Immobilien- und Baumanagement (SIB) für ein neues Fakultätsgebäude auf dem Wilhelm-Leuschner-Platz, welches unter anderem eine neue Rechtsbibliothek enthalten soll. Im kommenden Jahr soll dazu ein Architekturwettbewerb stattfinden. Eine Eröffnung ist nicht vor 2030 zu erwarten.

Margarita Savina

Wackeliger Brückenschlag

Coronahilfen für Studierende sind wieder eingesetzt

Noch im September hatte das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) die Überbrückungshilfen für Studierende ausgesetzt, wenige Wochen später kann man sie wieder bei den Studierendenwerken beantragen. Wer aufgrund der Pandemie in eine finanzielle Notlage geraten ist, soll dadurch Unterstützung erhalten. Finanzielle Notlage bedeutet, weniger als 500 Euro auf dem Konto zu haben. Studierende erhalten dafür 100 Euro. Diejenigen, deren Konto mit weniger als 100 Euro gefüllt ist, können den Höchstbetrag von 500 Euro erhalten.

Nur ist das nicht so leicht. „Voll an der Lebensrealität vorbei“, nennt Maximilian Fröhling die Überbrückungshilfen, die er im Frühjahr beantragen wollte. Er scheiterte daran, dass der Förderverein der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig ihn mit 80 Euro unterstützt hatte. Denn man darf noch keine andere finanzielle Unterstützung erhalten haben, wenn man die Überbrückungshilfe beantragt. „Und nur weil ich 500 Euro auf dem Konto habe, heißt das nicht, dass ich reich bin“, ergänzt er. „Das heißt nur, dass ich meine Miete noch nicht bezahlt habe.“ Der Kletterpark Markkleeberg hatte im



Trotz Finanzhilfe reicht das Geld für Viele nicht aus. Foto: sg

März seinen Job gekündigt. Im Wintersemester hat Maximilian ein Urlaubssemester genommen und bezieht jetzt Arbeitslosengeld II. Die finanziellen Sorgen haben seine psychische Krankheit verstärkt, demnächst wird er in Therapie gehen. „Da wird es noch schwieriger, einen Nebenjob zu bekommen“, sagt er. Derweil hat er sich Geld von Freund*innen geliehen, um über die Runden zu kommen.

Das BMBF erklärt auf Anfrage von *luhze*, die Überbrückungshilfen hätten sich bislang bewährt. In ganz Deutschland sind mehr als 233.000 Anträge eingegangen, davon wurden 63 Prozent bewilligt. Das Leipziger Studentenwerk hat bis Ende September 2.435 Anträge erhalten und davon 1.346 bewilligt. 56 Prozent dieser Studierenden haben den Höchstbetrag, also

500 Euro erhalten. Das bedeutet, dass mehr als 750 Leipziger Studierende wegen der Pandemie weniger als 100 Euro zur Verfügung hatten.

„Wegen der Pandemie“ ist hier wichtig. Wer schon vor Corona kein Geld hatte, wird von der Überbrückungshilfe nichts erhalten. Für diese Form struktureller Armut von Studierenden könne die Überbrückungshilfe schlicht nicht greifen, sagt Michael Mohr, Pressesprecher des Studentenwerks Leipzig.

An der Universität hat für solche Fälle der Studierendenrat (Stura) einen Fördertopf, der kürzlich noch einmal aufgestockt wurde. Wer nach Abzug der laufenden Kosten von seinem Einkommen weniger als 410 Euro im Monat zur Verfügung hat, kann hier Hilfe beantragen. Im Oktober waren das

40 Studierende – so viele wie sonst in einem ganzen Jahr, erzählt Natasha Kartashova, Stura-Referentin für Soziales. Paul Reinhardt, hochschulpolitischer Sprecher des Stura, fordert vom BMBF, die Bedingungen für die Überbrückungshilfen zu verändern; bislang seien sie „abstrus“. Außerdem müsse das Bafög für mehr Studierende geöffnet werden. Er weist darauf hin, dass Weihnachtsmärkte klassischerweise Nebenjobs für Studierende bieten, „aber das fällt wahrscheinlich auch flach.“

Das Ministerium schlägt als Alternative den Studienkredit der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) vor. Reinhardt bezeichnet diesen jedoch als „Schuldenfalle“. Das BMBF erklärt, die Zinsen von März 2020 bis April 2021 habe die Bundesregierung übernommen. Das bedeutet aber nicht, dass für Kreditbeträge, die in diesem Zeitraum ausgezahlt wurden, ab Mai 2021 keine Zinsen anfallen.

Auch Mohr rät von einem Darlehen grundsätzlich ab: „Für Studierende in finanzieller Not ist es eher selten eine Hilfe, sich Geld zu borgen.“ Er ermutigt Studierende, bei finanziellen Problemen die Sozialberatung des Studentenwerks zu kontaktieren.

Jonas Waack

Orient wird zu Region

Fakultät gibt sich einen neuen Namen

Die Fakultät für Geschichte, Kunst und Orientalwissenschaften der Universität Leipzig hat sich in Fakultät für Geschichte, Kunst und Regionalwissenschaften (GKR) umbenannt. Das verkündete die Fakultät in einer Pressemitteilung.

Der Begriff „Orient“ steht oft in der Kritik, da es eine kolonialistische Bezeichnung ist, die eine eurozentrische Weltanschauung widerspiegelt und rassistische Stereotype enthält. „Intern sagen wir seit zehn Jahren Regionalwissenschaften“, sagt Dekanin Rose Marie Beck. Auf die Frage, warum dies erst jetzt nach außen getragen werde, äußerte sie, die Fakultät habe zuvor drängendere Probleme bearbeitet. „Wir hatten beispielsweise die Stellenstreichungen im Jahr 2014, die uns massiv betroffen haben und immer noch betreffen.“

Damals beschloss die Landesregierung Einsparungen an den Hochschulen, wodurch auch die Universität Leipzig Stellen abbauen musste. „Da ist sehr viel Energie in die Debatte



Die GKR-Fakultät Foto: tm

geflossen, wo man streichen soll“, sagt auch Ursula Rao, die bis vor Kurzem das Institut für Ethnologie leitete und nun als Honorarprofessorin tätig ist.

Vor zwei Jahren schloss die Fakultät eine Zielvereinbarung mit der Universität, der zufolge sie bis Oktober 2020 ein Zukunftskonzept vorlegen muss. Die Arbeit daran habe laut Beck die Diskussion um den Namen erneut angestoßen. „Es war sofort Konsens, dass wir uns umbenennen wollen. Davon war ich sehr positiv überrascht.“

Rao ergänzt: „Viele Kollegen verfolgen schon lange einen

dekolonialistischen Ansatz in ihrer Forschung. Dadurch war der alte Name mit unserer Arbeit nicht mehr kongruent.“

Allerdings ist auch der neue Name nicht unumstritten. Laut Beck sei es ein Begriff des Kalten Krieges, der oft mit wirtschaftlichen oder politischen Interessen der ehemaligen Kolonialmächte in anderen Ländern verbunden war. „Wir haben uns trotzdem dafür entschieden, weil wir durch den Namen an den Forschungsschwerpunkt Global and Area Studies der Universität anschließen.“ Rao erklärt: „Der Begriff Regionalwissenschaften ist vor allem dann ein Problem, wenn man ihn naiv liest und Regionen als abgeschlossene Container betrachtet. Wir müssen aber trans-regional denken, wenn wir die Welt verstehen wollen, denn Ideen, Technologie und Menschen sind ständig mobil.“ Es sei zudem wichtig, dass der Name nicht zu akademisch ist, sodass sich alle etwas darunter vorstellen könnten.

Lisa-Naomi Meller

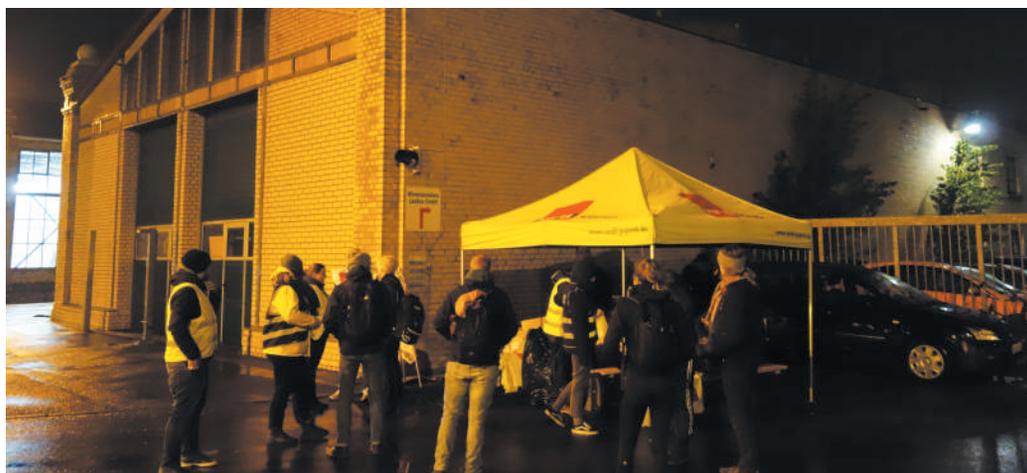
Die Nacht aus dem Takt gebracht

Klima war lange kein Thema des Arbeitsstreiks. Über den Versuch einer Fusion

Don't you know, they're talking about a revolution“, singt Tracy Chapman aus dem Lautsprecher, als Petra Szilagyi-Palko sich für das Foto bereit macht. Sie winkt kurz ab und kramt noch schnell ihre Maske aus der Tasche. Szilagyi-Palko mag keine Frühschichten, es sei die Hölle gewesen, als sie noch welche fuhr. Jetzt ist vieles für sie besser geworden. Ihre Tochter ist alt genug, sodass die Busfahrerin nur noch Nachtschichten fahren kann. „Ich fühle mich pudelwohl“, sagt sie strahlend. Es ist vier Uhr morgens, sie steht im Sprühregen am Lindenauer Busbahnhof, neben einem Pavillon der Gewerkschaft Verdi. Ihr Nightliner müsste normalerweise noch bis fünf Uhr unterwegs sein, gesteuert von der munteren Frau mit dem kurzen blonden Haar. Aber Petra Szilagyi-Palko streikt. „Es geht nicht ums Geld“, erzählt sie. Es geht um sie selbst, und um alle anderen Fachkräfte im Fahrbetrieb, wie Busfahrer*innen und Straßenbahnfahrer*innen offiziell heißen. Ihre Arbeit gefährdet ihre Gesundheit, sagt Szilagyi-Palko. „Wir brauchen mehr freie Tage. Es werden immer mehr Passagiere, die Länge der Dienste steigt seit Jahren.“

Annäherung

Einige Meter weiter steht Johanna Schönborn. Die steigenden Passagierzahlen hält sie für überlebenswichtig, angesichts der drohenden Folgen der Klimakrise. Schönborn trägt zwei Paar Wollsocken in ihren Sneakers. Sie kämpfte sich an diesem Donnerstagmorgen aus dem Bett, organisierte den Kaffee und die revolutionsausrufende Musikanlage mit, um sich mit Menschen wie Szilagyi-Palko zu solidarisieren. Nun steht sie abseits des Gewerkschaftspavillons in einem Kreis anderer Klimaaktivist*innen der Gruppe *Students For Future* (SFF) Leipzig im regnerischen Dunkel. Zwischen ihr und Szilagyi-Palko liegen neben einigen Metern Abstand auch etwa 15 Jahre Altersunterschied. Sie verbindet der Wunsch nach ei-



Miteinander oder nebeneinander? Streikende am Lindenauer Busbahnhof

Fotos: tm

nem öffentlichen Personenverkehr (ÖPNV), der Zukunft hat und für Passagier*innen sowie als Arbeitsplatz attraktiv ist. Szilagyi-Palko um ihrer Gesundheit, Schönborn um des Klimas willen. Doch die beiden Gruppen mischen sich wenig an diesem Morgen in Lindenau.

Seit knapp einem Jahr bemühen sich die *Students for Future* um eine Zusammenarbeit mit den Leipziger Verkehrsbetrieben (LVB). Als Startschuss gilt die Klimatratung, die anlässlich der Klimastreikwoche vergangenen Jahres fuhr, erzählt Schönborn einige Tage später im Trockenen. Die LVB trugen die Kosten für die Klimatratung im Nachhinein selbst, so sehr verstanden sie diese als gute Werbung für sich als Unternehmen. Nun hat sich das Verhältnis, wie Schönborn diplomatisch sagt, „neutralisiert“. Denn die Klimabewegung sucht jetzt die Nähe der Beschäftigten, der Arbeitsstreikenden. Der Kampf ums Klima ist für sie nämlich auch ein Kampf um bessere Arbeitsbedingungen in nachhaltiger Mobilität. Die Klimaaktivist*innen unterstützen die gewerkschaftlichen Ziele wie Gehaltserhöhung und Verkürzung der Wochenarbeitsstunden um eine Stunde. Aber sie wollen den Blick auch schärfen: dafür, wie dringend mehr Geld in den ÖPNV fließen muss. Für eine Verkehrswende, über die LVB hinaus. Doch dafür brauchen sie die Beschäftigten, um mit vereinten Kräften für einen ÖPNV-Gipfel zu kämpfen.

„Klimathemen und die soziale Frage müssen gemeinsam bearbeitet werden“, sagt Schönborn. Stichwort Klimagerechtigkeit.

Ablehnung

Die soziale Frage ist im Falle der Klimaaktivist*innen auch eine Frage der Sozialkompetenz. Oft, erzählt Schönborn, wurde ihnen das Gespräch von Beschäftigten verweigert, wurden sie als Schulschwänzer*innen bezeichnet. Vor einigen Monaten stand Schönborn mit anderen Aktivist*innen das erste Mal mit einem Infostand an der Angerbrücke, wo die Straßenbahnen sich nachts von ihren Fahrten ausruhen und morgens abgeholt werden. In Teams aus jeweils einer Person von SFF und Verdi gingen sie auf Beschäftigte zu. Für Schönborn war das ein eindrückliches Erlebnis, hier sei sie das erste Mal auf die Mehrheitsgesellschaft getroffen, erzählt sie. „Uns wurde oft ein ‚Nein‘ entgegengerufen“, sagt sie. Johanna Schönborn erzählt ruhig und eindrücklich, auch davon, dass sich viele Kommunikationsschwierigkeiten am Politischen entzündeten. „Man muss anerkennen, dass eben große Teile unserer Bewegung sich eine Transformation zum Sozialismus wünschen.“ Damit seien viele der Beschäftigten nicht einverstanden. Die Zusammenarbeit mit ihnen sei ein „zartes Pflänzchen“. Schönborn sieht in alledem ein Klassenproblem, und ein Ost-West-Thema, zudem den Altersunterschied. „Das sind zwei unterschiedliche Bubbles“, sagt sie.

Zurück am Lindenauer Busbahnhof. Einer der Aktivist*innen tanzt zur Musik, um sich warmzuhalten. „Ich halte nichts davon, dass man sich vom Kohlekraftwerk trennt“, sagt der Busfahrer Rudolf Koltin, der unweit von ihm im Nieselregen steht. Er ist seit Jahrzehnten Gewerkschaftsmitglied bei Verdi. Es geht ihm eigentlich nur darum,

dass endlich die unteren Lohngruppen angehoben werden. Auch er gehört dazu. Koltin fährt Bus für *Leobus*, ein Tochterunternehmen der LVB. Wenn es nach ihm ginge, wären die Klimaaktivist*innen mitsamt mitgebrachtem Kaffee und Stereoanlage nicht hier. „Für mich sind das sinnlose Fanatiker“, sagt er über die Klimabewegung *Fridays for Future*. Am Rande des Geschehens lehnt sein Kollege Jakob Kacmaz an einem Parkplatzzaun. Ihm ist es egal, ob Schönborn und ihre Kolleg*innen hier sind oder nicht. „Ich stehe hier nur wegen des Geldes“, sagt auch er. Mehrfach schon wollte er die Stadt wechseln, überall werde er besser bezahlt als hier. Als er aufgefordert wird, eine Streikweste anzuziehen, damit das Firmenlogo der LVB auf seiner Jacke nicht mehr zu sehen ist, winkt er ab und zieht an seiner Zigarette. „Ich will ja auch nicht umziehen“, sagt der Busfahrer. „Aber mir bleibt wegen der Bezahlung eigentlich nichts anderes übrig.“

Zukunftswünsche

Zwei Wochen nach dem Streik sitzt Petra Szilagyi-Palko am frühen Nachmittag in einer Bäckerei am Lindenauer Markt und frühstückt eine Eierschecke. Ob ihr Job eine Rolle fürs Klima und die Verkehrswende spielt, hat sie sich vor der Streikpräsenz der *Students For Future* nie gefragt. „Das ist für mich natürlich eine Wertschätzung“, erzählt sie. „Warum sollten sie mit uns beim Streik stehen, wenn sie gegen uns sind?“ Sie folgt sogar jetzt irgendwelchen von ihnen auf Facebook, irgendetwas mit Hubraum. Dass das eine Gegenbewegung ist? „Ich hätte schwören können, dass ich denen auf Facebook folge“, sagt Szilagyi-Palko entschuldigend und lacht. Seit die Aktivist*innen mit ihnen streiken, sehe sie aber genauer hin, auf die Klimabewegung.

Szilagyi-Palko ist 48 Jahre alt, das entspricht exakt dem Al-

tersdurchschnitt aller Fachkräfte im Fahrbetrieb der LVB. Sie will eigentlich nichts gegen ihren Betrieb sagen, die LVB waren ihr meist eine gute Arbeitgeberin. Doch die Menschen, die Schichten zuteilen, müssten besser zuhören, sagt die Busfahrerin. Oder selbst mal mitfahren. Im Pausenraum gibt es eine Pinnwand, erzählt Szilagyi-Palko, da hängen Todesanzeigen von verstorbenen Kolleg*innen, und manchmal kommt es ihr so vor, als würden es mehr. Der letzte Kollege war 55 Jahre alt, als er starb. Als Berufskrankheit von Fahrer*innen nennt sie als erstes die völlige Erschöpfung, der neomodische Begriff dafür: Burn-Out. Dann Rückenschmerzen, und man nehme natürlich auch alles mit, was die Fahrgäste so haben. „Man denkt, so einen Bus zu fahren, das kann doch nicht so schwer sein, aber wir haben immense Verantwortung“, fasst sie zusammen. Bei nächtlichen Fahrradfahrer*innen ohne Licht fragt sie sich manchmal, ob die ihren Organspendeausweis mithaben. „Auf Busse und Straßenbahnen wird so wenig geachtet“, klagt sie. Aber Petra Szilagyi-Palko will eigentlich nicht klagen. Sie ist stolz, Busfahrerin zu sein. Gelernt hat sie Mechanikerin, sie ist eine Maschinenperson, praktisch veranlagt. Und dennoch ist es der menschliche Kontakt, der sie antreibt. Deshalb fährt sie Bus, nicht Straßenbahn. Einmal hat ein Fahrgast ihr Blumen geschenkt, weil sie an einer Ampel kurz gewartet hat. Sie will ihren Job noch viele weitere Jahre machen können. Das wollen auch die Klimaaktivist*innen. Für sie sind Menschen wie Szilagyi-Palko die Zukunft – systemrelevant, auch weit über die Pandemie hinaus.

Theresa Moosmann



...die Andere ihre Gesundheit.



Die Eine will das Klima retten...

MELDUNGEN

Digitalisierung

Leipzig hat im Digitalranking 2020 des Bundesverbands Informationswirtschaft, Telekommunikation und neue Medien (Bitkom) unter den ostdeutschen Städten nach Berlin den zweiten Platz erzielt. Deutschlandweit liegt die Stadt Leipzig auf Rang zwölf und ist damit im Vergleich zu 2019 um fünf Plätze aufgestiegen. Diese Verbesserung sei maßgeblich auf die Bewertungskategorie „Gesellschaft“ zurückzuführen, teilte die Stadt am 14. Oktober in einer Presseerklärung mit. Unter anderem konnte Leipzig mit einer "lokalen Gründer- und Co-Working-Szene" punkten. Der sogenannte Smart City Index des Bitkom bemisst den Stand der Digitalisierung in allen deutschen Großstädten.

Gleisdreieck

Die Pläne zur Nutzung des Gleisdreiecks in der Arno-Nitzsche-Straße haben innerhalb der SPD-Fraktion im Leipziger Stadtrat Zustimmung erhalten. Das teilte die Fraktion in einer Pressemeldung am 22. Oktober mit. In einem dort geplanten Kulturzentrum sollen unter anderem die Diskotheken „TV Club“ und „Distillery“ ein neues Zuhause finden. In Reaktion auf die Bedenken von Anwohner*innen, die eine Lärmbelastigung durch Besucher*innen befürchten, macht Fraktionsvorsitzender Christoph Zenker sich für eine Fußgänger*innen- und Radbrücke stark. Damit halte man den Verkehr vom Gleisdreieck fern und führe Besucherwege abseits der Wohnhäuser. Auf dem Gelände sollen neben den zwei Clubs auch weitere kulturelle Projekte Platz finden. Der Bebauungsplan des Stadtrats sieht bisher vor, die zwei Clubs bis August 2021 zu verlagern.

Sarah El Sheimy

Und wir schreien's laut: Ihr kriegt uns hier nicht raus, das ist unser Haus!", sang die Band „Ton Steine Scherben“ 1972. Mit ihrem „Rauch-Haus-Song“ kritisierten die Musiker schon damals leerstehende Wohnungen. Eine im Juni dieses Jahres durchgeführte Untersuchung des Dezernats Stadtentwicklung und Bau zeigt, dass derzeit circa 12.000 Wohnungen in Leipzig leerstehen und nicht vermietet werden. Im September 2020 berichtete der Mitteldeutsche Rundfunk, dass seit 2011 etwa 10.000 neue Anwohner*innen pro Jahr nach Leipzig ziehen - so viel Zuwachs wie in keiner anderen deutschen Großstadt, gemessen an der Bevölkerungszahl. Viele neu gebaute Wohnungen sind jedoch im Luxussegment angesiedelt und damit für Bürger*innen der mittleren und unteren Einkommenschichten nicht erschwinglich.

„Leerstehende Wohnungen sind nicht grundsätzlich falsch, da es Leuten auch ermöglicht werden muss, umzuziehen“, erklärt Tobias Bernet vom Netzwerk *Leipzig - Stadt für alle*. Das Netzwerk setzt sich dafür ein, bezahlbaren Wohnraum zu schaffen und die Verdrängung der ansässigen Bevölkerung durch Luxussanierungen zu verhindern. „Problematisch wird es aber, wenn Häuser, die



In Leipzig steht man oft vor vergitterten Türen.

Foto: Yannick Beierlein

eigentlich gut vermietet werden können, nach einem Auszug nicht weitervermietet werden.“ Meist werde dann versucht, durch umfangreiche Sanierungen oder die Umwidmung in Eigentumswohnungen eine höhere Rendite zu erzielen.

Stadtverwaltungen seien bezüglich leerstehender Wohnungen oft die Hände gebunden. „Zum einen ist eine Stadtverwaltung kein einheitlicher Akteur“, sagt Bernet. Es könne also vorkommen, dass ein Amt stärkere Maßnahmen befürworte, ein anderes hingegen diese eher blockiere. Zum anderen sei Eigentum grundsätzlich erst einmal geschützt. Damit steht es Hausbesitzer*innen frei, ihre Immobilie auch als reine Kapitalanlage und ohne Vermietung zu nutzen. Um dagegen vorzugehen, benötige man ein

„Zweckentfremdungsgesetz“ auf Landesebene, wie es bereits in Berlin existiert, erklärt Christopher Zenker, Vorsitzender der Leipziger SPD-Stadtratsfraktion. „Damit können Vermietern, die ihr Haus über längere Zeit leerstehen lassen, Strafzahlungen auferlegt werden.“ Für ein solches Gesetz mache sich die SPD in Sachsen stark.

Die Wohnraumdebatte wurde jüngst wieder entfacht, als am 21. August das Bündnis *#leipzigbesetzen*, ein Zusammenschluss autonomer Aktivist*innen, ein leerstehendes Haus in der Ludwigstraße besetzte. Ein Gespräch zwischen *#leipzigbesetzen* und dem Eigentümer des Hauses kam nicht zustande. Gegenüber der Bild-Zeitung sagte dieser, das Haus gehöre ihm und es sei seine Freiheit zu entscheiden, was damit passiert: „Ich investiere, um

als Freiberufler für mein Alter vorzusorgen, in zwei Häuser.“

Um der Wohnungsknappheit entgegenzuwirken, plant die Stadt aktuell verschiedene Bauprojekte. Hinter dem Hauptbahnhof sollen 2.000 Wohnungen entstehen. Ein weiteres Projekt am Bayerischen Bahnhof, etwa 1.600 neue Wohnungen, sei bereits fast fertiggestellt, sagt Zenker. „Da es sich hierbei um private Investoren handelt, verpflichten wir diese, mindestens 30 Prozent der Wohnungen zu sozial erschwinglichen Preisen anzubieten.“ Auch den Milieuschutz, der bisher sechs Gebiete in Leipzig vor Luxussanierungen bewahrt, wolle man ausweiten. Bei all diesen Vorhaben gibt Zenker aber zu bedenken: „Der Prozess wird einige Jahre dauern.“

Yannick Beierlein



Allein durch seine Höhe unterscheidet sich das Kulturzentrum Nato in der Südvorstadt von den umstehenden Häusern. Wie viele

Flachbauten findet es seinen Ursprung in der zerstörerischen Kraft der Weltkriegsbomben. Der 1949 auf dem Grundstück der Karl-Liebknecht-Straße 46 erbaute Holzpavillon überlebte nur vier Jahre, denn Jugendliche brannten ihn als Versammlungsort der DDR-Massenorganisation Nationale Front im Zuge des Volksaufstandes am 17. Juni 1953 nieder.

Auf die Nationale Front, die noch lange nach 1953 in dem anschließend errichteten und bis heute erhaltenen Steinbau wirkte, bezog sich auch der anfangs gebräuchliche Name „naFro“.

Der Name Nato etablierte sich später, auch aus politischem Widerstandsgeist, erinnert sich Torsten Hinger, heute Programmchef: „Wie hätte man die politische Führung mehr auf die Palme bringen können als mit dem Namen des Militärbündnisses vom Klassenfeind?“

Als sich Anfang der 1980er-Jahre der Mangel an Räumlichkeiten für Parteiveranstaltungen einstellte, fanden alternative und bürgerliche Kreise Platz in der Nato. Eine Gruppe um die Auto-

Die Nato

rin Brigitte Schreier-Endler und den Hausmeister Götz Lehmann organisierte fortan private Lesungen und Jazzkonzerte.

Auftritte mehrerer westdeutscher Bands wurden der Nato trotz der Anwesenheit von Inoffiziellen Mitarbeitern der Staatssicherheit in den Gremien des Hauses nicht zum Verhängnis. „Die Stadt Leipzig hielt die schützende Hand über uns. In den 80ern konnte die Partei nicht mehr alles machen“, fasst Hinger die Lage in den letzten Jahren vor der Friedlichen Revolution zusammen.

Die nach der Wende neu ge-

wonnene Freiheit nutzte die Nato, um ihr Programm zu diversifizieren. So spielte in ihren Räumen 1994 die gerade gegründete Band Rammstein vor 15 Zuschauer*innen ihr erstes Konzert. Im Gegensatz zu anderen Leipziger Kulturzentren profitierte die Nato von der turbulenten Geschichte des Grundstücks, denn es gab nach 1990 keine Besitzansprüche aus der Zeit vor Gründung der DDR.

Heute begeistert die Nato weiterhin durch ein vielfältiges Programm zwischen Veranstaltungen zu politischen Themen, Seifenkistenrennen und Filmfestivals.

Paul Koch



Hier spielten Rammstein ihr erstes Konzert.

Foto: n

Anzeige

Der Winter kann kommen

Leipzig steigt aus der Kohlewärme aus und baut ein neues Gaskraftwerk

Grüne Energie für die ganze Stadt: Diese Agenda schreibt sich Oberbürgermeister Burkhard Jung (SPD) schon lange auf die Fahne. Ein wichtiger Schritt soll es sein, sich in Sachen Wärmeversorgung unabhängig vom Braunkohlekraftwerk Lippendorf zu machen. Bisher wird etwa die Hälfte der benötigten Wärme von dort bezogen. Die andere Hälfte wird zum Großteil vom Gaskraftwerk an der Eutritzscher Straße geliefert. Im Kraftwerk Lippendorf wird zur Stromerzeugung Braunkohle verbrannt. Mit der sogenannten Abwärme, die dabei entsteht, wird Wasser erhitzt, das dann über ein Fernwärmenetz aus Rohrleitungen in die Stadt gebracht wird.

Die Wärmeerzeugung mithilfe von Kohlekraftwerken ist allerdings mittlerweile wegen des hohen Ausstoßes von Kohlenstoffdioxid und der Luftverschmutzung durch Feinstaub umstritten. Um so klimafreundlich wie möglich zu werden, möchte die Stadt ihre Wärme nicht mehr aus Lippendorf beziehen. Das bestehende Fernwärmenetz sei dabei weiterhin von Bedeutung, sagte Karsten Rogall, Geschäftsführer der Leipziger Stadtwerke, gegen-

über dem Stadtmagazin Leipzig-Info. Es sei die ideale Basis, da es sowohl von erneuerbaren als auch von fossilen Energien erhitztes Wasser transportieren kann. Bereits 2018 legten die Stadtwerke ein Zukunftskonzept vor, in dem sie den Kohleausstieg für technisch machbar erklärten. „Der Ausstieg aus der Braunkohle in Deutschland ist beschlossen, es geht jetzt darum, wie wir ihn gestalten und welche Alternativen wir finden“, sagte Jung damals. Die Alternative ist heute: ein neues Gaskraftwerk an der Bornaischen Straße in Connewitz. Nach Angaben der Stadt soll der Vertrag mit Lippendorf zum 30. September 2022 gekündigt werden.

Mit Blick auf die Klimakrise gibt Sebastian Strunz, Energieökonom am Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung, zu bedenken, dass das Problem Kohle verschiedene Ebenen hat: „Lokal ist ein Ausstieg aus der Braunkohle natürlich besser, je eher er geschieht.“ Auf nationaler oder gar internationaler Ebene würde das Problem möglicherweise nur verschoben, da die Kraftwerke über CO₂-Zertifikate laufen. Diese berechtigen sie dazu, über einen



Noch wärmt man sich an Kohle.

Foto: Yannick Beierlein

bestimmten Zeitraum eine Tonne Kohlenstoffdioxid auszustoßen. Wird ein Kraftwerk stillgelegt, bekommt das Zertifikat ein anderer Standort. „Die Lösung wäre, die Zertifikate stillzulegen. Dazu benötigt es aber eine Koordination im Gesamtplan.“

Zwar ist Erdgas umwelt- und klimafreundlicher als Kohle, aber ebenfalls ein fossiler Energieträger und stößt damit bei der Verbrennung Kohlenstoffdioxid aus. „Aus meiner Sicht ist der Umstieg von Kohle auf Gas auf jeden Fall sinnvoll“, sagt der

Physiker Christoph Gerhards von *Scientists For Future* Leipzig. Als Hauptmaßnahme sei es aber auf keinen Fall ausreichend. Diese Kritik ist auch den Stadtwerken bewusst und sie kündigen auf ihrer Webseite an, dass das Kraftwerk zwar zunächst mit Erdgas laufen soll, die Technik aber für 100 Prozent grünen Wasserstoff ausgelegt sei. Diesen wolle man einsetzen, sobald er verfügbar und wirtschaftlich rentabel ist. Es bleibe dann allerdings die Frage wo dieser herommt, sagt Gerhards. Da man

zur Erzeugung von Wasserstoff ebenfalls Strom benötigt, sei der Einsatz nur sinnvoll, wenn dies mit erneuerbaren Energien geschieht.

Eine Studie des Wuppertal Instituts für Klima, im Auftrag von *Fridays For Future*, legt nahe, dass die Wärmewende nicht nur an den Kraftwerken hängt, sondern auch an den Gebäuden der Verbraucher*innen. Um eine erfolgreiche Wärmewende herbeizuführen, müsse man circa vier Prozent aller Gebäude in Deutschland energetisch sanieren, also mit besserer Wärmedämmung ausstatten, um weniger Energie zu verbrauchen. Das liegt allerdings deutlich über den von der Bundesregierung angestrebten zwei Prozent. „Am Ende des Tages bleibt nur ein massiver Ausbau erneuerbarer Energien“, bekräftigt Gerhards. Strunz sieht unterdessen auch eine große Verantwortung bei den Verbraucher*innen: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Transformation ohne Verhaltensanpassung funktioniert.“ Haushalte sollten also auf ihren Energieverbrauch achten und es vermeiden, unnötig viel zu heizen.

Yannick Beierlein

„Uns prägen Eigennutz und Bequemlichkeit“

Nachhaltigkeitsforscher Felix Ekardt über den Kampf gegen den Klimawandel

Felix Ekardt ist Leiter der Forschungsstelle Nachhaltigkeit und Klimapolitik in Leipzig und Berlin sowie Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Universität Rostock. Auf die Fragen von luhze-Autor Franz Hempel antwortete er schriftlich.

luhze: In Ihrem Buch „Wir können uns ändern. Gesellschaftlicher Wandel jenseits von Kapitalismuskritik und Revolution“ arbeiten Sie heraus, dass es Triebkräfte menschlichen Verhaltens gibt, die änderbar sind und andere nicht, wie Eigennützigkeit. Sind Sie deswegen überzeugt, dass kommunistische und sozialistische Gesellschaftsordnungen nicht gelingen können?

Ekardt: In einer Gesamtschau der interdisziplinären verhaltenswissenschaftlichen Forschung muss man tatsächlich sagen: Rousseau und Marx irren mit ihrer Annahme, Menschen seien primär altruistisch, sobald „der Kapitalismus“ oder gar „die Zivilisation“ als Rahmen überwunden sei. Wir alle, aber auch Politiker, Unternehmer, Lobbyisten und Wissenschaftler

sind nur begrenzt durch altruistische Werte und Faktenwissen geprägt. Stärker prägen uns meist Eigennutz, Normalitätsvorstellungen oder emotionale Faktoren wie Bequemlichkeit, Gewohnheit, Verdrängung, die Neigung zu Ausreden, zu Sündenböcken. Und hochkomplexe, multikausale, nicht physisch greifbare Geschehnisse wie den Klimawandel können wir emotional sehr schlecht auf uns selbst als Mitverursacher eines tödlichen Gesamtgeschehens beziehen. Gesellschaftlicher Wandel ist nur möglich im Wechselspiel von Politikphäre sowie Produktions- und Konsumsphäre. Zu beiden Sphären gehören Normalbürger als Wähler, Konsumenten, Arbeitnehmer dazu. Ohne eine konsequente Politik für null fossile Brennstoffe und weniger Tierhaltung ist Klimaschutz nicht möglich. Eine solche Politik muss aber auch jemand erkämpfen – in den Parteien, den Verbänden, auf der Straße, im Netz. Sie wird nur kommen, wenn im persönlichen Konsum Leute gemeinsam mit anderen vormachen, dass man ganz anders leben kann.

Wo sehen Sie die Vorteile der marktwirtschaftlichen Ordnung, vor allem in Bezug auf Bedürfnisbefriedigung unter den Bedingungen des Klimawandels?

Gemessen am erwirtschafteten Wohlstand gibt es in marktwirtschaftlichen Ordnungen weniger Umweltzerstörung als in staatssozialistischen Systemen, weil sie effizienter mit Ressourcen umgehen. In diesem Rahmen könnte man auf EU-Ebene und in möglichst vielen weiteren Staaten eine Mengensteuerung für fossile Brennstoffe mit einer Mengengrenze null im Jahr 2040 und ein ähnliches System für tierische Produkte etablieren. Man ver steigere Berechtigungen an Erstinverkehrbringer fossiler Energien sowie an Schlachthöfe und Molkereien, und zwar jedes Jahr weniger Zertifikate. Die Ersteigerungskosten werden an die Endkunden weitergegeben, also an uns alle. So lenkt uns – unter realistischer Würdigung unserer geschilderten Motivationslage – steigender Preisdruck weg von den fossilen und hin zu erneuerbaren Energien, zu mehr Effizienz und, wenn bessere Technik allein nicht reicht, auch zu mehr Ge-

nügsamkeit. Setzt man dagegen rein nationalstaatlich und womöglich noch mit einer riesigen Anzahl von Einzelregelungen an, verlagert man die Probleme meist nur geographisch und sektoral. Und man scheitert aufgrund der Komplexität an Defiziten bei der Durchsetzung der Norminhalte.

Durch Anhäufung von Kapital gibt es Privatpersonen und Unternehmen, die sich dem Einfluss demokratischer Politik entziehen und selbst auf die Legislative einwirken können. Welche Möglichkeiten sehen Sie im Rahmen Ihres transformativen Ansatzes, diese Schwäche des kapitalistischen Merkmals Kapitalakkumulation zu beheben? Sehen Sie dazu die Notwendigkeit?

Kapitalismus, das sind wir alle: Unternehmer wollen Gewinne, wir alle einen schönen Arbeitsplatz, oder etwas Schönes kaufen. Politiker setzen den Rahmen, wir alle wählen diese Politiker. Warum wir das tun, obwohl wir parallel zu unserem beeindruckenden Wohlstand unsere Lebensgrundlagen ruinieren, erklärt die vorher dargelegte Anthropologie weit präziser

als vage Kollektivbegriffe wie Kapitalismus. So werden die Teufelskreise viel sichtbarer, aus denen wir wie gesagt nur mit einem Wechselspiel der Akteure wieder herauskommen – ohne Henne-Ei-Debatten über „Kapitalakkumulation“ und „Lobbyisten“, wer vermeintlich der Hauptschuldige ist. Wir alle haben bisher wenig Lust auf echten Klimaschutz. Die geschilderte Mengensteuerung würde dabei freilich den Markt bestehen lassen, uns aber aus der Wachstumsgesellschaft herausführen. Für bisher wachstumsabhängige Systeme wie Arbeitsmarkt und Rente brauchen wir daher für die Zukunft neue Konzepte.



Felix Ekardt

Foto: Privat

„Das Klima sollte ins Gebet“

Ein Gespräch über Sinn und Verantwortung

Die Nikolaikirche ist seit jeher bekannt für ihren gesellschaftlichen Einsatz. luhze-Redakteurin Sophie Berns hat mit Vikarin Susanne Linke und Helena Funk, Mitglied von Churches For Future (CFF), über die Kirche in der Klimakrise gesprochen.

luhze: Im Zuge des Klimastreiks am 25. September haben Sie die Wand der Nikolaikirche für Plakatierungen zur Verfügung gestellt. Dabei sind auch menschenverachtende Plakate mit Sprüchen wie „Komm, wir kriegen Kinder, um sie verhungern zu sehen“ aufgehängt worden. Haben Sie dieses Risiko einkalkuliert, als Sie die Aktion geplant haben?

Linke: Ich denke, das ist ein Risiko, mit dem immer gerechnet werden muss, wenn man Menschen die Möglichkeit gibt, sich spontan zu äußern. Hätte ich dieses Plakat gesehen, hätte ich es entfernt. Das, was auf den Plakaten geschrieben stand, sind nicht einzeln abgesegnete Kommentare dieser Kirche, sondern zuerst eine Plattform zum Sich-äußern-Können. Aber alles, was menschenverachtend ist oder in eine Richtung geht, die mit christlicher Nächstenliebe nicht gut zu vereinen ist, möchte ich ungern auf solchen Plakaten sehen.

Funk: Ich stehe zu diesem offenen Format, auch wenn mich Ergebnisse wie dieses irritieren. Da braucht es meiner Meinung nach aber keine Zensur, sondern eine gute Bearbeitung der Beiträge. Mal sehen, wie uns das künftig noch besser gelingt.

Die Nikolaikirche selbst ist kein offizieller Teil von CFF?

Linke: Nein, wir haben nur die Kirche und die Räume zur Verfügung gestellt.

Warum nicht?

Funk: Die Gruppe ist gerade noch dabei, sich zu gründen. Wenn der Prozess abgeschlossen ist, würden wir vielleicht auf die Nikolaikirche und andere Gemeinden zukommen und schauen, ob sie sich uns anschließen.

Linke: Ich persönlich finde es gut, wenn es eine Gruppe gibt, die sich das Thema konkret auf die Fahnen schreibt und man nicht ohne einen längeren Diskurs alle Gemeindeglieder gleich mitverpflichtet. Es wäre mir zu viel, würden die Nikolaikirche und all ihre Mitglieder zu CFF gehören.

CFF hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, den Klimawandel zu bekämpfen. Der Bibel



Am 25. September wurden auch Gebete fürs Klima formuliert.

Foto: sb

nach ist die Hauptaufgabe der Kirche aber, alle Menschen zu Christen zu machen. Wie vereinen Sie das miteinander?

Linke: Ich denke, dass es die Aufgabe der Kirche ist, Gottes Liebe in die Welt zu tragen. Das kann man so übersetzen, es gehört aber noch mehr dazu. Kirche hat verschiedene Facetten, und eine dieser Facetten ist die Nächstenliebe umzusetzen, auch im Streben nach Klimagerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Funk: Jesus hatte keine Kirche vor Augen oder zum Ziel. Stattdessen predigte er Liebe, Frieden und Gerechtigkeit, daraus erwächst für mich quasi die Pflicht, sich für Klimagerechtigkeit einzusetzen.

Die katholische und evangelische Kirche positionieren sich unterstützend, was die Klimakrise und Fridays For Future (FFF) angeht. Warum kriegen die meisten Menschen davon nichts mit?

Funk: Ich war sehr überrascht, wie viele offene Türen wir mit unserer Aktion eingerannt haben und wie viele Leute sich dem Engagement der Kirche bewusst sind. Es gab eine sehr positive Resonanz. Wenn Sie sagen, dass viele davon noch nichts mitbekommen haben, spricht das für mich umso mehr dafür, dass es Gruppen braucht, die vor Ort auf das Thema aufmerksam machen.

Linke: Das Engagement in den einzelnen Kirchgemeinden ist unterschiedlich. Oft geht es zum Beispiel mehr darum, wie sie sich um eine nachhaltige Beschaffung von Materialien und die Umsetzung von Klimafreundlichkeit in den Gruppen und Kreisen der Gemeindeglieder kümmern. So etwas dringt nicht so stark nach außen, treibt aber die Kirchgemeinden stark um. Die Evange-

lische Kirche Deutschlands und die sächsische Landeskirche haben sich klar für den Klimaschutz positioniert, aber man muss auch anderweitige Meinungen innerhalb der Kirche wahrnehmen und kann deshalb nicht ganz so laut auftreten wie eine spezifisch dafür gegründete Gruppe. Diese sind dafür aber umso wichtiger.

Gruppen wie CFF? Die außerhalb der Kirche stehen?

Funk: Ich glaube, es kommt darauf an, was für Sie Kirche ist. Ist Kirche nur das Gebäude oder die Institution oder auch die Menschen, die Kirche gestalten? CFF ist eine Gruppe, die zu den Basisbewegungen der Kirche gehört, ohne welche die Institution gar nichts wäre.

Linke: Kirche vereint unterschiedliche Player, wie Gruppen und Arbeitskreise, die in den Kirchen ein spezifisches Interesse vertreten. Ich habe CFF immer als Teil des kirchlichen Lebens verstanden. Es ist deren Aufgabe, da Lärm zu machen.

Welche Chancen bringt es mit sich, in den Kirchen über das Klima zu reden?

Funk: Ich sehe riesiges Potential, weil man andere Menschen anders erreicht. Die Kirche hat ein unglaublich großes weltweites Netzwerk, die weltweite Kirche, die sich für Klimagerechtigkeit einsetzt. Sie hat die Möglichkeit, Menschen über ihren Glauben anzusprechen und mit Hoffnung und Verantwortung zu zeigen, was unsere globale Verantwortung als Christ*innen ist.

Linke: Für mich kommt noch hinzu, dass das gemeinsame Suchen nach Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, das sind diese klassischen Formulierungen aus dem konziliaren Prozess (Aufruf des Ökumenischen Rats

der Kirchen zur globalen Reformbewegung in die Zukunft 1983; Anm. d. Red.), auch Teil des christlichen Lebens sind. Eine kirchliche Besonderheit ist, dass das Thema in Andachten und Gebeten seinen Widerhall findet. Für Christ*innen ist es wichtig, das Klima mit ins Gebet zu nehmen.

Was können Kirchen selbst gegen den Klimawandel tun, abgesehen von Aufklären?

Linke: Es gibt Richtlinien, die sich zum Beispiel auf Erhalt und Materialbeschaffung beziehen und ökologisch ausgerichtet sind. Wir haben in den Gebäuden oft Probleme, was das Heizen angeht und dafür überlegen die verschiedenen Kirchgemeinden, wie man besser dämmen kann oder nicht zu viel Energie verschwendet wird. Meines Wissens nach ist in der Evangelischen Landeskirche ein Klimaschutzkonzept in Arbeit.

Funk: Ich sehe insbesondere drei Bereiche: Mobilität, Beschaffung und Gebäude. Ich komme aus der Nordkirche (Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland; Anm. d. Red.). Wir haben ein Klimaschutzgesetz und konkrete Klimaschutzpläne, sowie seit 2015 einen Plan zur Umsetzung der Ziele, etwa in welchen Bereichen CO₂-Einsparung wird, damit die CO₂-Neutralität 2050 erreicht werden kann. Das wünsche ich mir auch für die Landeskirche Sachsen.

FFF demonstriert, um auf den menschengemachten Klimawandel aufmerksam zu machen und stellt klare Anforderungen an die Politik, damit wir Menschen ihn aufhalten können. Besteht hier nicht die Gefahr, dass das Projekt „Wir halten den Klimawandel auf“ hochstilisiert wird zu einer Art Selbsterlösung

als ein Ersatz für die Erlösungsbedürftigkeit des einzelnen Menschen?

Linke: Nein. Ich glaube, dass der „Ich muss erst dies und das tun und dann kriege ich mich schon selber rausgekauft“-Gedanke eine grundsätzliche Gefahr des Menschen ist. Ich glaube aber, dass sowohl bei jeglichem Klimaengagement der Kirche, als auch bei CFF im Speziellen und sogar bei FFF eigentlich erst etwas anderes im Vordergrund steht. Bei FFF ist es die Liebe zur Umwelt und bei uns die zur Schöpfung. Aus diesem Gedanken heraus erwächst das Handeln. Nicht weil der erste Gedanke ist, dass man mit möglichst reinem Gewand hier rauskommen möchte. Für mich als Theologin ist es immer wichtig zu betonen, dass das Handeln als Zweites kommt und die Erlösung, also Gottes Gnade, als Erstes. Man vertraut auf Gottes Gnade und gewinnt daraus die Kraft zu handeln.

Funk: Die enorme Komplexität der Klimafrage macht Selbsterlösung für mich obsolet. Für mich stehen der Einsatz für Verantwortung, die wir haben für globale, soziale und generationsübergreifende Gerechtigkeit und den Frieden miteinander, hinter meinem Engagement. Meine Motivation und das, was mir Kraft gibt, ist der christliche Glaube, aus dem das Streben nach Gerechtigkeit erwächst.

Vor 30 Jahren ging von den Friedensgebeten der Nikolaikirche die Friedliche Revolution aus. Sehen Sie einen Unterschied zwischen der wertverknüpften Positionierung der Kirche damals und Ihrer Partizipation heute?

Linke: Damals ging es klar um das Ausleben von Nächstenliebe und die Anerkennung, dass jeder Mensch wertvoll ist. Die Kirche war damals einer der wenigen Orte, wo man seine Meinung überhaupt sagen durfte.

Funk: Ich fand es sehr cool, dass die Nikolaikirche unsere Aktion unterstützt hat und grade durch die Plakate gibt es Parallelen zur Friedlichen Revolution. Das spricht dafür, dass Kirche politisch sein kann. Nicht parteipolitisch, aber sie spiegelt gesellschaftspolitische Fragen wider und sucht nach ethischen Antworten. Bei den Montagsgebeten haben sich viele Menschen nicht der Kirche direkt zugehörig oder als Christ*innen gefühlt. Ich glaube, mit unserer Plakataktion war das sehr ähnlich. Die Kirche hat mit der Aktion ausgestrahlt.

„Wenn ich spiele, vergesse ich die Zeit“

Gerald Fauth über sein Amt und lebenswichtige Kultur

Der Pianist und Hochschullehrer Gerald Fauth wurde im September mit großer Mehrheit zum Rektor der Hochschule für Musik und Theater Felix Mendelssohn Bartholdy Leipzig (HMT) gewählt. luhze-Redakteurin Friederike Pick hat mit ihm über Musik, das Erlernen eines Instruments und weshalb beides wichtig ist gesprochen.

luhze: Herzlichen Glückwunsch zur Wahl als Rektor der HMT. Warum haben Sie sich beworben?

Fauth: Verwaltungsarbeit ist eigentlich überhaupt nicht mein Ding. Leider denken die meisten Künstler*innen so und beschwerten sich dann, dass die Hochschulleitung nicht in ihrem Sinne arbeite und entscheide. Ich finde es wichtig, sich für sein Haus zu engagieren.

Das klingt, als hätten Sie sich aufgeopfert?

Man bringt viele Opfer, das ist klar. Ich kann kaum noch unterrichten und habe wenig Zeit zum Klavierspielen. Aber die Hochschulleitung ist momentan das Wichtigste.



Mit 24 von 27 Stimmen gewählt

Foto: Julie-Madeline Simon

Warum sollte man ein Instrument lernen?

Das Erlernen eines Instruments erfordert Geduld und Konzentration. Das bringt menschliche Qualitäten hervor, wie Disziplin und die Fähigkeit zu harter Arbeit an sich selbst, die für das spätere Leben extrem wichtig sind.

Wie kamen Sie zur Musik?

Mein Vater war ein leidenschaftlicher Musiker. Er brachte mir das Klavierspielen bei, um gemeinsam Hausmusik zu machen. Das war bei ihm immer

klassische Musik, Rock- und Popmusik gab es bei uns nicht.

Haben Sie jemals beruflich etwas gemacht, das nichts mit Musik zu tun hatte?

Nein.

Hatten Sie keine anderen Interessen?

Doch. Aber mich hat niemand gefragt und ich bin auch nicht vehement in die Opposition gegangen. Vielleicht hätte ich auch gerne Germanistik studiert. Ich habe viel gelesen, aber am Klavier geübt habe ich nicht gerne.

Also keine große Leidenschaft für das Klavierspielen?

Als ich anfing zu arbeiten, wurde ich sehr fleißig. Ich hatte Erfolg mit dem, was ich tat und dann gab es kein Zurück mehr. Die Leidenschaft ist mit der Zeit immer mehr gewachsen. Wenn ich spiele, vergesse ich die Zeit.

Sie haben über 30 Jahre lang konzertiert. Teilweise hatten Sie drei Auftritte mit verschiedenen Programmen pro Woche. Vermissen Sie das Musizieren vor Publikum?

Nein. Es geht mir darum, am Ball zu bleiben und ein wirklich gutes Niveau beizubehalten. Ich möchte jetzt vor allem, neben meiner Leitungstätigkeit, das weitermachen, wofür ich ursprünglich an die HMT kam: Unterrichten.

Warum fördern Kunst und Kultur das menschliche Zusammenleben?

Kultur ist das, was uns zu Menschen macht. Deshalb ist die Pflege und Förderung von Kunst und Kultur für die Ausbildung der jungen Generation und für das Zusammenleben der Menschen elementar.

IMMERGUT



Als ich kürzlich mal wieder die Serie „Avatar“ empfohlen habe, wurde ich gefragt, ob man das eigentlich auch ohne damit verknüpfte, nostalgische Kindheits-erinnerungen gucken könne. Falls du, liebe*r Leser*in, also bei obigem Bild und dem Schriftzug „Nickelodeon“ auch ablehnend reagiert hast, hier meine Antwort: Ja, das kann man. „Avatar“ ist in einem Anime-Stil gehalten, der über seine US-amerikanische Herkunft hinwegtäuscht. Dieser Stil mutet, zugegebenermaßen, in der ersten Staffel sogar noch etwas hölzern an. Durch die unheimlich interessanten, lebenswerten Charaktere und die einen immer wieder überraschende Geschichte lohnt es sich aber, dabeizubleiben.

Die Prämisse ist leicht erklärt: Es gibt Menschen, die in einer fiktiven, wunderschön ausgeschmückten Welt jeweils eines der Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde bändigen können. Und es gibt den reinkarnierenden Avatar, der lernen kann, alle vier zu beherrschen. Zu Anfang der Geschichte ist der jedoch schon seit 100 Jahren verschwunden und die Feuer-nation ist im Begriff, ihren Krieg gegen alle anderen Völker zu gewinnen. Zwei Geschwister vom Wasser-Stamm wecken versehentlich den zwölfjährigen Avatar aus seinem Dornröschenschlaf auf und versuchen von da an drei Staffeln lang, die Welt zu retten. Dabei werden sie von allerhand Bösewichten verfolgt – vor allem vom verstoßenen Feuernation-Prinzen Zuko –, die aber auch ab und an die Seiten wechseln oder sich als gar nicht so böse herausstellen.

Gerade das ist die Stärke der Serie: Keine der häufiger auftauchenden Figuren ist nur böse oder nur gut. Sie sind in ihrer Differenziertheit außergewöhnlich menschlich, besonders für eine Serie, die, ja, für Kinder gemacht wurde. Sie behandelt aber trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, auf kluge Weise Themen wie Pazifismus, Loyalität und Familie, ohne dabei in die banal-brutale Messerstecherwelt eines „Game of Thrones“ abzurutschen. Einzelnen Episoden mag man ihre Zielgruppe anmerken; als ein Ganzes ist „Avatar“ jedoch ein empathisches, aber trotzdem moralisch komplexes Werk.

Jonas Waack

Produktion: Nickelodeon
Grafik: Viacom – Presseservice

Musikalische Reise in ferne Galaxien

Die Eröffnungsband der Leipziger Jazztage im Porträt

Wer die Band *Perplexities on Mars* in der Vergangenheit hat performen sehen, wird den Worten der Jury des Leipziger Jazznachwuchspreises sicher Recht geben.

„Die vier jungen Musiker überzeugen durch ein dynamisches und gruppenbezogenes Musizieren voller Kraft, Lyrik und Phantasie“, waren unter anderem Worte, mit denen die Jury die musikalische Leistung der Studierenden der Hochschule für Musik und Theater beschrieb. Die Jazzformation besteht aus dem Schlagzeuger Tom Friedrich, dem Saxophonisten Max Hirth und Christopher Kunz sowie Stephan Deller am Kontrabass. Ihre Faszination an der Bandbreite der Musikrichtung Jazz versuchen sie inzwischen seit drei Jahren an das Publikum weiterzugeben. „Das Schöne an der Band ist, dass jeder seine eigenen musikalischen Vorlieben einbringt und nichts stilistisch festgeschrieben ist“, beschreibt Bassist Stephan Deller die vielfältigen Faktoren, die ihre Kompositionen ausmachen. Inspiriert haben sie aber gerade nicht die klassischen Größen des Jazz, sondern Künstler und Formationen mit besonderen



Vier ratlose Astronauten auf dem Mars

Foto: Lukas Diller

Eigenheiten. So ist beispielsweise der Saxophonist Ornette Coleman, der den Free-Jazz der 60er-Jahre prägte, eines ihrer Vorbilder. Haupteinfluss ihres instrumentalen Anfangs war das Album „Live at the Lighthouse“ des Musikers Elvin Jones aus dem Jahr 1972, dessen Besetzung bestehend aus einem Sopran-saxophon, einem Tenorsaxophon, einem Kontrabass und Schlagzeug von *Perplexities on Mars* so übernommen wurde. Von einer typischen Jazz-Besetzung mit einem Klavier, welches normalerweise die Harmonie liefert, weichen sie ganz bewusst ab, um dadurch in ihrer Musik Räume entstehen zu lassen, die sie

anderweitig nutzen können. Das Fehlen eines Pianisten bietet ihnen den Vorteil, dass die einzelnen Spieler mehr Platz in ihren Kompositionen zur Verfügung haben. Sie haben sich gewollt in diese Richtung entschieden, da somit die Möglichkeit besteht, aus der unkonventionellen Besetzung etwas Außergewöhnliches zu machen. *Perplexities on Mars*, was übersetzt so viel bedeutet wie „Ratlosigkeit auf dem Mars“ führt die Zuhörenden bereits im Voraus an die Kompositionen der Band heran, denn sie greifen Themen wie unser Planetensystem oder Reisen auf. In ihrem Konzept spielt Energie und wie man diese transportieren kann eine große

Rolle. Friedrich beschreibt dieses Konzept wie folgt: „Es geht darum, Spannung innerhalb der Musik zu erzeugen und auf der anderen Seite wieder für Entspannung zu sorgen.“ Bei ihren Konzerten streben sie das Ziel an, die erzeugte Energie zum Publikum zu transportieren. Aber auch längerfristig haben sie noch einiges vor. Die Eröffnung der Leipziger Jazztage war für sie eine Auszeichnung, verbunden mit viel Öffentlichkeitswirkung, die vor allem in der aktuellen Krisensituation für die Musiker einen echten Lichtblick dargestellt hat. Deshalb wollen sie den Aufschwung durch den erhaltenen Jazznachwuchspreis mitnehmen und ihn dazu nutzen, die Band noch bekannter werden zu lassen und den Bandsound weiter zu definieren. Zukünftig geplant ist ein eigenes Album, mit dem wahrscheinlich Ende nächsten Jahres zu rechnen ist. Wegen Corona sind ihre beiden diesjährigen Touren zwar ausgefallen, jedoch wollen sie möglichst bald wieder auf der Bühne stehen. Wer sich also selbst von ihnen überzeugen möchte, hat in naher Zukunft vielleicht die Möglichkeit dazu.

Johanna Sommer

Von Regenschirmen und Rückkehr

Geschichte der russischen Menschen in Leipzig

Am Rande des Leipziger Auwalds, in der Turmgutstraße 1, steht ein großes, bauchiges rotes Backsteingebäude, gespickt mit vielen Erkern und kleinen Fenstern. Hier sitzt das russische Generalkonsulat – die älteste ausländische konsularische Vertretung in Leipzig. Obgleich es schon im 17. Jahrhundert erste diplomatische Beziehungen zwischen Sachsen und Russland gab, soll seine Errichtung im Jahr 1783 als Ausgangspunkt dieser Geschichte dienen.

Die Zahl der dauerhaft in Sachsen ansässigen Russ*innen war zwischen 1790 und 1812 noch sehr gering. Der Erste war der Techniker und Erfinder Nikolaj Putjatin – er lebte in Dresden und erfand unter anderem einen Regenschirm mit kleinen Fenstern zur Wetterbeobachtung. Diese Situation änderte sich drastisch nach der Völkerschlacht bei Leipzig 1813. Sachsen stand nach seiner Niederlage aufseiten Napoleons unter russischer Besatzung – nicht zum letzten Mal. Dadurch kamen Truppenkontingente von bis zu 64.000 Mann nach Sachsen. Herbert Schmidt, Vorsitzender des Deutsch-Russischen Zentrums Sachsen, sagt: „Es gab anfangs eine beispiellose Begeisterung für Russisches. Das lag schlicht daran, dass die Sachsen die Preußen mehr fürchteten als die Russen.“ Aus dieser Zeit, in der



Post für den russischen Konsul

Foto: sg

die Leipziger*innen weitgehend friedlich mit den Besatzern zusammenlebten, geht ein besonders kurioser Fakt hervor: Victor von Prendel, der in Tirol geboren war und sich zum russischen Offizier und Stadtkommandant hochgearbeitet hatte, wurde zum ersten Ehrenbürger der Stadt ernannt. Erst nach der Besatzung war eine gleichberechtigte russisch-orthodoxe Religionsausübung möglich.

Die erste Einwanderungswelle russischer Menschen nach Deutschland erfolgte in den 1920er Jahren nach der Russischen Revolution für Russisches. Das lag schlicht daran, dass die Sachsen die Preußen mehr fürchteten als die Russen.“ Aus dieser Zeit, in der

heute oft als „Russlanddeutsche“ bezeichnet werden, also Deutsche aus Russland. Ihre Ahn*innen gingen vor 200 Jahren auf Einladung von Katharina II. nach Russland, um zu arbeiten – weshalb ihre Nachfahr*innen auch oft ein 200 Jahre altes Deutsch sprachen. Zudem kamen viele sogenannte Kontingentflüchtlinge, die meisten von ihnen jüdische Menschen. Laut Herbert Schmidt habe diese Zuwanderung eine Renaissance des Judentums in Deutschland erst möglich gemacht. „Damals gab es keine Willkommenskultur wie 2015“, erinnert er sich. Er und andere gründeten 1994 das Deutsch-Russische Zentrum, um den Eingereisten bei der Integration zu helfen. „Es war sehr schwer für sie, weil sie mit Vorurteilen empfangen und ihre Bildungsabschlüsse hier meistens nicht anerkannt wurden“, sagt Schmidt.

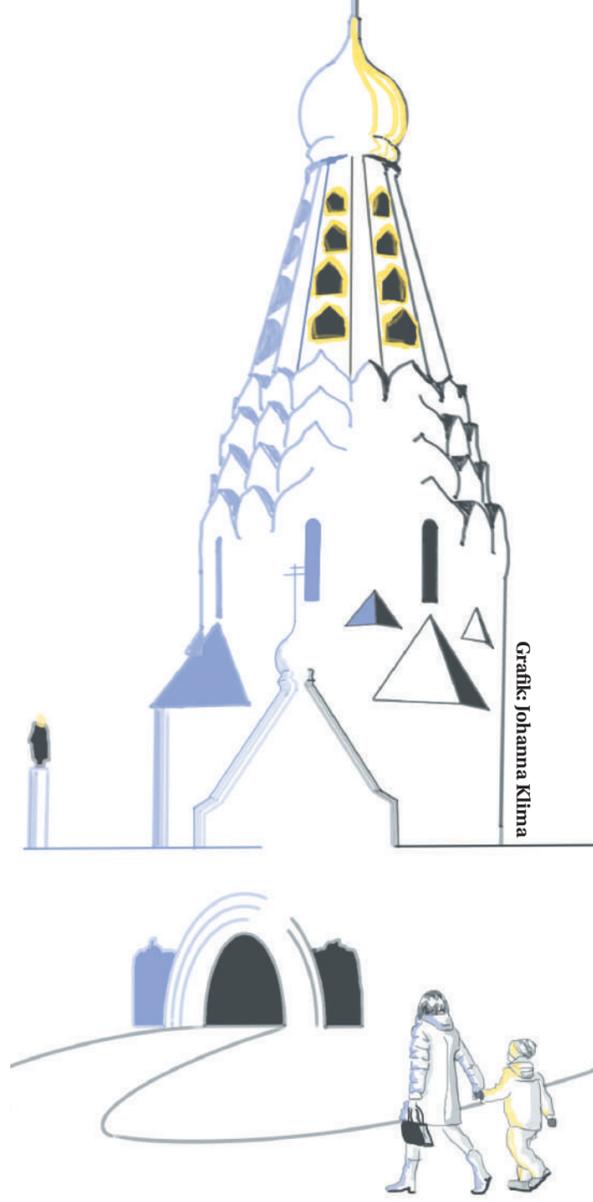
In Leipzig leben heute etwa 7.000 Bürger*innen mit russischer Einwanderungsgeschichte. Mit denen aus Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion sind es fast 13.000 Menschen. Während der Verein in den Neunzigern noch Deutschkurse anbot, ist es heute oft andersherum: „Wir helfen vielen jungen Menschen dabei, die Sprache ihrer Familie zu lernen, da sie mit Deutsch aufgewachsen sind“, erzählt Schmidt.

Sophie Goldau

der Rüstungs- und Wirtschaftsstandort im NS-System der Zwangsarbeit eine zentrale Rolle. Zwischen 1939 und 1945 wurden mindestens 60.000 Menschen ausgebeutet, unter ihnen viele sogenannte „Ostarbeiter“. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrten rund zwei Millionen Sowjetbürger*innen nicht in ihre Heimat zurück, sondern blieben in Deutschland. In der Wissenschaft spricht man von der zweiten Welle der Emigration.

Die Auflösung der Sowjetunion 1991 stellte die innereuropäische Migration wieder her. Die beiden größten Gruppen, die nach Deutschland kamen, waren zum einen die Spätaussiedler*innen, die

Leipzig wächst rasant. Zugezogene prägen Bild und Mentalität der Stadt. Menschen, deren Muttersprache Russisch ist, spielen dabei eine große Rolle. Auf dieser Doppelseite geht es um ihren Einfluss und ihr Empfinden gegenüber der Stadt, in der sie leben.



Grafik: Johanna Klima

Samowar und Starkbier

Russische Spezialitäten und wo sie in Leipzig zu finden sind

Wodka und eine üppige Kartoffelmahlzeit – so stellt sich der gemeine Deutsche eine typische Mahlzeit in Russland vor, egal zu welcher Tageszeit. Das ist natürlich nur ein Klischee, wenn auch sicherlich nicht ganz falsch.

Zum Frühstück? Da gibt's Блины (Blini), also russische Pfannkuchen, dazu ganz klassische Butter. Zum Mittag sei ein süßlicher макаронны (Makarony) Nudelteller empfohlen. Oder bei exklusiveren Ansprüchen Kaviar. Aber nicht beides in Kombination, bitte. Als Nachtisch eignet sich ein Пломбир (Plombir) Eis, oder ein Sandwiches Moskauer Art. Jetzt zur kälteren Jahreszeit empfiehlt sich aber vielleicht eher ein heißer Tee, beziehungsweise чай (Chai), am besten aus dem Самовар (Samowar), einem kupfernen Kessel zur Zubereitung von heißem Wasser, wie er in nicht wenigen russischen Haushalten zu finden ist. Zum Abendbrot kann es gerne ein Teller Пельмени (Pelmeni) oder Вареники (Wareni-



Stilvoll Wasser kochen

Foto: Pixabay

ki) sein, wobei es sich bei Ersterem um mit Fleisch und bei Letzterem mit Gemüse oder Käse gefüllte Teigtaschen handelt. Dazu empfiehlt sich ein kaltes Квас (Kwas), das aus gegärtem Brot hergestellt wird und alkoholfrei ist.

Ihr habt jetzt tatsächlich Appetit bekommen und fragt euch, wo ihr diese Spezialitäten für den WG-Abend kaufen könnt? Dazu findet ihr in Leipzig verschiedene Anlaufstellen. Im Магазин (Magasin) „Lenta“ in Plagwitz findet ihr ein großes

Sortiment an Alltagsprodukten, frischen Lebensmitteln wie Fisch und Fleisch, sowie diverser Kitsch.

Wenn ihr im Osten wohnt, sei euch „Samowar“ am Bayrischen Platz empfohlen. Benannt nach dem oben genannten Wasserkessel, könnt ihr euch hier ebenfalls mit verpackten, konservierten und frischen Lebensmitteln ausstatten. Der größte russische Laden ist „Mere“ im Nordosten der Stadt. Er sieht aus wie ein Netto-Abklatsch mit dem improvisierten Lagerhallencharme einer Al-

di-Filiale. Aber Achtung, obwohl der Markt zu einer russischen Kette gehört, gibt es hier nur zollfreie osteuropäische Lebensmittel im Niedrigpreissegment.

Ihr habt keinen Bock selbst zu kochen oder eure Küche verloren? Auch kein Problem, auf ins Ресторан (Restoran). Im Zentrum West findet ihr die „Vodkaria“. Das Lokal teilt sich auf zwei direkt nebeneinander gelegene Liegenschaften auf und serviert – wie es der Name schon suggeriert – eine nicht unerhebliche Auswahl an Водка (Vodka). Dort könnt ihr nicht nur jede vorstellbare Wodka-sorte probieren, sondern auch gleich eine Flasche für den nächsten Besuch in einer der vielen Wandboxen einlagern lassen. Damit sich nach der fünften Vodka-runde nicht alles dreht, könnt ihr dazu eine deftige russische Abendbrotplatte mit Wurst, Gurken, Käse und Blini bestellen. Wenn es sich doch drehen soll und ihr lieber Bier trinkt, solltet ihr unbedingt das dunkle Балтика (Baltika) Starkbier aus Sankt Petersburg probieren.

Dennis Hänel

Zweites Zuhause

Drei Einwander*innen über ihr Leben in Deutschland

Max Reusch ist Sambo-Trainer beim Boxring „Atlas“, Julia Shvets arbeitet ehrenamtlich beim Bildungs- und Kulturzentrum Vektor und Alina Goncharenko leitet den internationalen Tanzsportverein „Joker“. Alle drei wuchsen mit der russischen Sprache auf. Luhze-Redakteur Jonas Waack hat sie zu russisch-deutschem Leben, Integration und Identität befragt.

Max Reusch

„Typisch russisches Leben in Deutschland ist schwer zu greifen. Ich bin der Falsche, wenn Sie einen russischen Bären suchen, der mit der Balalaika durch die Straßen läuft. Ich stoße bei den streng russischen Leuten hier auf Ablehnung, aber ich war auch in Russland schon Deutscher. Ich kann Ihnen die in der Volksrepublik der Wolgadeutschen in der Amtssprache Deutsch ausgestellte Geburtsurkunde meiner Oma zeigen. Natürlich hat mich die russische Kultur geprägt, aber abgesehen von meinem Geburtsort verbindet mich nichts mit Russland.

Mit meinem Sportverein betreibe ich Integrationsarbeit – wenn nicht ich, wer dann? Sambo ist ein russischer, naja, original sowjetischer Sport. In der Turnhalle wird Deutsch gesprochen, drei Viertel der Sportler kommen aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Ich

kann verstehen, wenn man Schwierigkeiten hat, in Deutschland anzukommen, aber ich sage immer: Arschbacken zusammenknäueln. Die hiesige Gesellschaft steht in keiner Bringschuld gegenüber Migranten, vielmehr müssen sie sich integrieren.“

Julia Shvets

„Vektor ist ein Bildungs- und Kulturzentrum, vor allem für russischsprachige Kinder. Sie kommen nach Deutschland, wollen hier leben, und wir helfen ihnen dabei, Freunde zu finden. Wir bekommen keine Unterstützung vom Staat oder von der Stadt, wir leben nur von unseren Mitgliedsbeiträgen. Angefangen, hier zu arbeiten, habe ich wohl, weil ich nicht ganz in Ordnung bin (lacht). Eigentlich bin ich Schauspieler. Menschen brauchen Kultur und wir wollen, dass die Kinder auch in Richtung Kul-



Max Reusch

Foto: Privat

tur geleitet werden. Ich möchte, dass sie nicht nur in Richtung Mathematik gehen, sondern auch in Richtung der Seele.

Was ist Integration? Niemand weiß das! Es geht nicht nur ums Sprechen der Sprache: Ich habe eine andere Geschichte, andere Traditionen im Kopf, eine andere Mentalität. Kinder haben auch andere Einstellungen. Das fehlt uns in Deutschland. Integration bedeutet nicht zu sagen: ‚Wir sind alle Deutsche.‘ Richtig ist: Man fühlt sich hier wohl, aber darf andere Vorstellungen haben. Integration funktioniert in Deutschland nicht, weil die Hauptsache ist, dass alle Deutsch sprechen. Bei uns im Verein zeigen wir den Kindern, was sie von allein in ihren Familien nicht mitbekommen würden.“

Alina Goncharenko

„Ich leite den internationalen



Julia Shvets

Foto: Privat

Tanzsportverein „Joker“, mit dem wir mehrmals Europameister geworden sind, und wir haben einige Integrationspreise gewonnen. Außerdem schreibe ich Kinderbücher und -gedichte, auch für meinen eigenen Verlag.

Wir sind viele Menschen aus ganz unterschiedlichen Ländern. Ich bin Jüdin und spreche Russisch, habe Russisch in der Schule gelernt. Ich bin aber in der Ukraine aufgewachsen. Ich bin keine Russin, aber so wirklich als jüdisch würde ich mich auch nicht beschreiben. Vielleicht als osteuropäisch. Aber ich sage immer: Integration ist, nach Gemeinsamkeiten zu suchen statt nach Unterschieden. Meine eigene Integration ist gelungen, deswegen will ich helfen, dass es anderen auch gelingt. Dafür habe ich auch den Verein gegründet. Inzwischen ist Deutschland meine zweite Heimat.“



Alina Goncharenko

Foto: Privat

Eine Heimatkirche

St. Alexej in Reudnitz ist europaweit bekannt

Hohe, weiße Mauern der russisch-orthodoxen Gedächtniskirche erschließen sich zu einer Zwiebelkuppel mit vergoldeten Prägungen. In ihr hängt ein 800 Kilogramm schwerer Kronleuchter samt Lampen aus Kobaltglas herab. Damit beleuchtet er die größte Ikonenwand in Westeuropa. Etwa 78 Heiligenbilder der Ostkirchen schauen hier in die Wandmitte auf Jesus Christus und die Jungfrau Maria. Die Malereien, die bei dem Betrachter Ehrfurcht erwecken sollen, sind ebenso eine existenzielle Brücke zwischen diesem und dem Bild selbst sowie auch zu Gott. Vor der Ikonenwand stehen Lichter in goldenen Kerzenständern, welche die Kuppel erhellen. Der Architekt Wladimir Alexandrowitsch Pokrowski entwarf das Gotteshaus nach dem Vorbild der Auferstehungskirche in Moskau, einem Weltkulturerbe. In der Leipziger Kirchenlandschaft ist es einzigartig.

Am 18. Oktober 1913, genau 100 Jahre nach der Völkerschlacht zu Leipzig, wurde die russisch-orthodoxe Gedächtniskirche St.

Alexej eingeweiht. Das Bauwerk erinnert an die 127.000 russischen Soldaten, die Seite an Seite mit den Preußen in der Völkerschlacht kämpften und gedenkt den mindestens 22.000 gefallenen Russen. Mittlerweile verbindet die Kirche eine Gemeinde aus orthodoxen Menschen, die zwar hier leben, jedoch in Ost- und Südosteuropa aufgewachsen sind. Die russisch-orthodoxe Diaspora, eine Glaubensgemeinschaft im Ausland, ist dabei geistig sehr stark auf ihre Heimatkirche angewiesen. Im russisch-orthodoxen Glauben bekennt man sich keiner Religion, sondern der Kirche selbst, die als Braut Christi gilt. Ihre Kirche ist ihnen laut der heiligen Väter eine Schule der Frömmigkeit. Diese waren diejenigen, welche das wahre Dogma und die Lehre der christlichen Erziehung weitergaben.

Der orthodoxe Glaube stellt das Gemeinsame über das Eigene, erzählt der Erzpriester der Kirche, Alexej Tomjuk. So beten Mitglieder russischer, ukrainischer, belarussischer, bulgarischer und deutscher Abstammung zusammen



Blickfang am Friedenspark

Foto: jk

und pflegen vereint die Kirchräume. Kirchliche Zusammenkünfte und Handlungen dienen als Lehre der Orthodoxie, sie sollen die Menschen aber auch standhaft in ihrem Glauben werden lassen. Durch die regelmäßige Teilnahme an Gottesdiensten und heiligen Sakramenten wie der Taufe und der Beichte, lassen sich die Mitglieder mit göttlicher Gnade erfüllen. Auch in Russland sei die Gedächtniskirche St. Alexej bekannt, weshalb ihre Stellung als Sehenswürdigkeit und

Leipziger Kulturdenkmal durch angemessene Pflege zu wahren sei. „Die Gedächtniskirche ist ein kulturhistorisches Denkmal und Sakralbau in einem“, erklärt Tomjuk. In seinem Priesteramt orientiert er sein Handeln an wichtigen Erfahrungen. Das sind zum Beispiel seine ersten Gottesdienste als Priester und Begegnungen mit erfahrenen Gemeindegliedern und Amtsbrüdern, die ihn stärken und ihm unvergesslich sind.

Johanna Klima



Über Pflanzenmilch

Gemäß einer EU-Verordnung ist es Herstellern nicht gestattet, ein Lebensmittel als „Milch“ zu deklarieren, sofern es nicht durch ein- oder mehrmaliges Melken erzeugt wurde.

Kokosmilch wird aufgrund ihres sehr hohen Fettgehaltes nicht zu den Milchalternativen gezählt. Sie ist außerdem die einzige pflanzliche Milch, die von der EU-Verordnung ausgenommen ist.

Der Haferdrink gilt als die umweltfreundlichste Option. Die durchschnittlichen Treibhausgasemissionen betragen circa ein Drittel derer, die bei der Kuhmilchproduktion ausgestoßen werden und im Vergleich zum Mandeldrink benötigt die Produktion deutlich weniger Wasser.

Bei der Herstellung von Mandeldrink ergibt sich eine weitere Problematik: 80 Prozent der verarbeiteten Mandeln werden in Monokulturen auf riesigen Flächen in Kalifornien angebaut.

Der Mandeldrink wurde im Mittelalter im Mittelmeerraum, vor allem auf der iberischen Halbinsel, als Fastenspeise verwendet.

Pflanzendrinks werden in Deutschland mit 19 Prozent Mehrwertsteuer höher besteuert als Kuhmilch, die lediglich mit einer Mehrwertsteuer von sieben Prozent belegt ist, da sie laut des Umsatzsteuergesetzes zum Grundbedarf zählt. Damit werden Pflanzendrinks ein Luxusprodukt eingestuft.

Während in Lateinamerika, Ostasien und Ozeanien etwa zwei Drittel der Bevölkerung milchähnliche, pflanzliche Erzeugnisse konsumieren, ist es in Europa und den USA nur knapp die Hälfte, die pflanzliche Alternativen ausschließlich oder zusätzlich zu Kuhmilch nutzt.

In China war es schon vor 2.000 Jahren üblich, Sojabohnen zur beliebten Sojamilch weiterzuverarbeiten.

Mareike Legler

Zurück spazieren

Coronaleugner*innen vergleichen Zustände mit DDR



So mobilisiert die Bewegung.

Foto: Querdenken

Vergleich bemühen, sehen sich selbst als eine Art Fortführung oder Renaissance der Friedlichen Revolution – darin entlädt sich eine Geschichte der widerständigen Ostdeutschen, die 1989 gesellschaftlichen Wandel brachten und nun wieder bereit sind, um das System zu stürzen.

„Diese Vergleiche kommen nicht aus dem Nichts. In der neurechten Szene wurden schon vor Corona immer wieder Parallelen von der heutigen Zeit zur DDR gezogen. Dabei werden aktuelle gesellschaftliche Verhältnisse komplett ausgeblendet“, sagt Greta Hartmann, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Leipzig und Mitglied im Forschungsverbund „Das um-

strittene Erbe von 1989“. Auch die rechtspopulistische AfD warb bei den jüngsten Landtagswahlen mit Slogans wie „Vollende die Wende“ und „Wer-de Bürgerrechtler“. Laut Hartmann bieten die Corona-Schutzmaßnahmen durch ihre weitreichenden Einschnitte von staatlicher Seite einen Anhaltspunkt für das bereits verbreitete Erklärungsmuster der Elitenkritik.

Im Forschungsverbund „Das umstrittene Erbe von 1989“ untersucht Hartmann alltagsweltliche Demokratieverständnisse. „Unsere These ist, dass aus den Erfahrungen um 1989 heraus bestimmte Politikverständnisse entstanden.“ Die Konsequenz sei, dass bei ehemaligen DDR-Bürger*innen die Eindrücke und

Verständnisse von damals tiefer liegen als aktuelle Bezüge, sie sind im Alltag verankert und mit eigenen Erfahrungen untermauert. Mit ihnen erklären sich die Menschen, wie gesellschaftlicher Wandel funktioniert und deuten politisches Geschehen. Welche Elemente dabei relevant sind, versucht das Team um Hartmann herauszufinden. In Bezug auf die DDR-Corona-Vergleiche sagt sie, dass man Menschen ihre Erfahrungen und Assoziationen nicht absprechen könne, es jedoch wichtig sei, diese richtig einzuordnen.

Dass nun auch Menschen aus anderen, nicht rechtsextremen Milieus die Vergleiche ziehen, hält Hartmann für gefährlich: „Damit schließt man sich einer rechten Erzählung an und macht sie gesellschaftlich breiter anchlussfähig.“

Hartmann sieht eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe darin, die Vergleiche einzuordnen und zurückweisen zu können. „Solidarität spielte 1989 eine große Rolle. Die Menschen sind nicht nur für die eigene Freiheit auf die Straße gegangen, sondern auch für die der anderen“, betont Hartmann. In den Corona-Demos sehe sie diese Solidarität nicht.

Sophie Goldau

Ein Blick nach Osten

Zentrum an Universität forscht zum Verhältnis von Osteuropa zur EU

Unterschiede innerhalb der EU gibt es in vielerlei Hinsicht zwischen Ost und West, aber auch zwischen Stadt und Land. Das neue von der EU-Kommission geförderte Jean-Monnet-Spitzenforschungszentrum an der Universität Leipzig wird sich damit beschäftigen, wie in Osteuropa auf die EU geschaut wird.

„Junge Menschen sind die Zukunft. Sie genießen in der Forschung zur EU als eigene Gruppe bislang noch nicht viel Aufmerksamkeit“, sagt Astrid Lorenz, Koordinatorin des Jean-Monnet-Spitzenforschungszentrums, an dem sich mehr als 15 Wissenschaftler*innen aus der Politikwissenschaft, Soziologie, Geschichtswissenschaft und Ethnologie mit dem Verhältnis von Osteuropäer*innen aus ländlichen Regionen zur EU befassen werden. Das Forschungsteam wird dabei insbesondere junge Menschen ins Visier nehmen und deren Wahrnehmungen, Möglichkeiten gesellschaftlicher Teilhabe und Potenzial für die Zukunft erforschen.

Dass diese Menschen in osteuropäischen ländlichen Regionen die EU anders wahrnehmen als ihre westeuropäischen Mitbürger*innen, lässt sich derzeit nur vermuten. Die Lücke in der Forschung hat mehrere Gründe. „Es sind vor allem die hochgradige Verstädterung Westeuropas und die teils schlechtere Erreichbarkeit ländlicher Räume, die zur Überrepräsentation von Menschen aus Städten in Umfragen und Forschung führen“, erklärt Lorenz. „Zudem sind vorhandene Studien aus anderen Fachbereichen von der Politikwissenschaft nur begrenzt wahrgenommen worden.“ Dem will das Forschungszentrum nun entgegen- und auf eine Bündelung von Forschung, Lehre und Wissenstransfer hinwirken. Davon sollen in erster Linie Studierende, Wissenschaftler*innen und nicht zuletzt Entscheidungsträger*innen profitieren. Aber auch die Öffentlichkeit, der eine Vielzahl an Veranstaltungen wie zum Beispiel Vorträge, Diskussionen und

Workshops angeboten wird.

Um die Kooperation und den grenzüberschreitenden Austausch zu verstärken, sind für Nachwuchswissenschaftler*innen bis 2023 drei Sommerhochschulen in Kooperation mit universitären und nicht-universitären Partner*innen im Ausland geplant. Beteiligte bekommen so die Gelegenheit, nicht nur mit anderen Wissenschaftler*innen, sondern auch mit interessierten Bürger*innen und Schüler*innen vor Ort zu sprechen. Studierende in Leipzig werden, nebst

mehr als 30 Lehrveranstaltungen zu EU-Themen, an zahlreichen digitalen Meetings mit Beschäftigten aus Organen der EU und Vertreter*innen einzelner Mitgliedsstaaten teilnehmen können.

Alle interessierten Menschen können einzelne Veranstaltungen über Moodle digital verfolgen. Die Veranstaltungsreihe beginnt am 3. Dezember mit der Online-Auftaktdiskussion zum Thema: „Doppelte Peripherie Europas? Ländliche Räume Europas.“

Vojtěch Břenek



Astrid Lorenz leitet das neue Zentrum.

Foto: Christian Höller

Bewegte Zeiten

Zwischen Hochschule und Verein: DHfK im Wandel der Systeme

Auf dem Weg vom Zentrum in den Leipziger Westen ist es fast unmöglich, den eindrucksvollen Gebäudekomplex der sportwissenschaftlichen Fakultät zu übersehen. Man kann sich sehr gut vorstellen, dass die alten Gemäuer auf der Jahnallee viel zu erzählen haben. Hier war für vierzig Jahre eine der erfolgreichsten Sportbildungsstätten der Welt angesiedelt: die Deutsche Hochschule für Körperkultur (DHfK).

Durch sportliche Erfolge erhoffte sich die DDR, ihre internationale Anerkennung und politische Akzeptanz zu steigern. So wurde 1950 eine Sporthochschule, die DHfK, gegründet, um den bestehenden Mangel an gut ausgebildeten Trainer*innen und Lehrer*innen zu überwinden. Durch die besondere Verbindung aus

Theorie und Praxis verfügte die Schule über große nationale und internationale Anziehungskraft. Die Erkenntnisse der Wissenschaft und darauf aufbauende Trainingsmethoden wurden dabei streng geheim gehalten. Ein Beispiel hierfür ist der eigens konzipierte Strömungskanal für das Schwimmtraining, welcher bis heute besteht. Der politische Einfluss des damaligen Regi-



Die Hochschule im Oktober 1960

Foto: Bundesarchiv (Bild 138-76942-0014), Ulrich Kohls

mes auf die DHfK war insofern ausgeprägt, dass schon beim Bewerbungsprozess Fragen hinsichtlich der Einstellungen gegenüber der DDR und zu möglichen Westverbindungen beantwortet werden mussten.

In der DDR war Leistungssport außerordentlich wichtig. Persönliche Belange wie beispielsweise Schwangerschaften mussten sich unterordnen. Und das Prestigeprojekt Sport funktionierte: „Über die Erfolge im Sport gelang es der DDR internationale Anerkennung zu erreichen“, sagt Steffen Matthes, heutiger sportlicher Leiter des SC DHfK. Matthes hatte damals an der Leipziger Einrichtung

sein Studium zum Diplom-sportlehrer mit Spezialisierung Leichtathletik abgeschlossen und ist seit 1981 beim gleichnamigen Verein beschäftigt.

Der anfänglich an die Hochschule angebundene SC DHfK hatte dabei einen entscheidenden Anteil am sportlichen Erfolg des damaligen Staates. Mit 384 bei Weltmeisterschaften und olympischen Spielen erungenen Medaillen wurde der bis heute bestehende Verein 2015 vom Rekordinstitut Deutschland als erfolgreichster Sportverein der Welt ausgezeichnet. Nach 1990 wurde allerdings bekannt, dass die sportlichen Erfolge der DDR

nicht ausschließlich auf gutem Training und frühzeitiger Talentförderung basierten, sondern auch Doping eine Rolle spielte. Auf Beschluss der Leistungssportkommission wurden Sportler*innen unerlaubte Substanzen verabreicht. Die Zahl der betroffenen Athlet*innen wird auf über 10.000 geschätzt.

Die Wende ging einher mit der Abwicklung der Leipziger Hochschule und des Deutschen Turn- und Sportbundes (DTSB). Die Trainer*innen des Vereins waren offiziell beim DTSB angestellt. Das bedeutete unruhige Zeiten für die Angestellten: „In der Wendezeit waren wir als Trainer*innen nicht

mehr gewollt. Viele hochqualifizierte Trainer*innen sind zum Beispiel in Autohäusern oder bei Versicherungen gelandet und dem Sport verloren gegangen“, sagt Matthes. Er selbst konnte über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme weiter beim SC DHfK arbeiten. Die Auflösung der Dhfk als Hochschule rief auch viel Kritik hervor, weil viel Wissen, gute Strukturen und gut ausgebildete Trainer*innen verloren gingen. Als einer der offiziellen Gründe für die Schließung gilt bis heute die Dopingverstrickung. Kritiker*innen der Abwicklung sahen eher politische Gründe als ausschlaggebend. So auch Matthes: „Die westliche Einrichtung in Köln sollte die Nummer eins der Sporthochschulen in Deutschland werden.“

Der SC DHfK musste sich nach der Wende neu orientieren. Zu DDR Zeiten konnte man beim SC DHfK nur trainieren, wenn das Ziel Leistungssport war. Heutzutage ist neben dem Leistungssport auch Breiten- und Freizeitsport möglich“, sagt Matthes. Zudem entschied sich der Verein 2009, eine Chronik zu veröffentlichen, um seine Historie darzustellen und aufzuarbeiten.

Jacqueline Ebert

Barriere, frei!

Vielseitiges Projekt setzt sich für mehr Inklusion im Sport ein

Wer als Mensch mit Behinderung nach passenden Sportangeboten sucht, kann es schwer haben. Sich einen Überblick zu verschaffen und die zu den persönlichen Vorlieben passende Sportart in seiner Nähe zu finden, kann extrem viel Zeit und Energie kosten.

Dieser Problematik versucht sich das „miss – Mehr Inklusion im Sport in Sachsen“-Projekt des sächsischen Behinderten- und Rehabilitationssportverbandes anzunehmen, das von der Aktion Mensch gefördert wird.

Nach der ersten Idee wurde 2014 zunächst eine Bedarfsumfrage in Leipzig gestartet. Die Ergebnisse der Umfrage haben gezeigt, dass Inklusion im Leipziger Sport noch nicht richtig angekommen war. Laut Anne Findeisen, der Projektleiterin von „miss“, sind „wichtige Faktoren für Veränderung die Öffentlichkeitsarbeit und die Sensibilisierung der Gesellschaft.“ Aus diesen Ergebnissen entstand 2015 das Projekt

„Mehr Inklusion im Breiten-sport in Leipzig“, der Vorgänger des heutigen „miss“-Projektes, das es seit Ende 2018 gibt.

„Wir wollen Strukturen schaffen, um Menschen mit Behinderung die Möglichkeit zu geben, selbst zu wählen, ob sie an einem behindertenspezifischen Angebot, oder lieber am allgemeinen Sport, der inklusiv aufgestellt ist, teilnehmen möchten“, meint Findeisen, deren Stelle von den Geldern der Aktion Mensch mitfinan-

ziert wird. In der Theorie ist das sehr einfach, bei der Umsetzung sieht es aber oft anders aus. Weiter beschreibt Findeisen, dass ganz unabhängig von Problemen der physischen Barrierefreiheit, die leider ein großes Anliegen sind, heutzutage für viele Menschen auch noch mentale Barrieren bestehen. Es gibt viele Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderung, die das Projekt mit mehr Aufklärung und Sensibilisierung für das Thema zu besei-

tigen versucht. Der Inklusionsbegriff selbst löst oft Verwirrung aus, weil er in der Öffentlichkeit nicht klar definiert ist. Gerade das sehr wichtige Ehrenamt ist davon betroffen. Viele Vereine machen zwar oft schon inklusiven Sport, vermitteln diesen aber nicht proaktiv. „Hier setzt die Sportlandkarte an, die genau diese Angebote sammelt, um Menschen mit Behinderung einen Überblick zu geben, wo sie Angebote finden und willkommen sind“, sagt Findeisen.

Für Sonja Golinski, die Yoga-kurse für Menschen im Rollstuhl anbietet und hauptberuflich Quartiersmanagerin in Paunsdorf ist, ist das größte Problem bei ihrer Arbeit ein anderes: „In Leipzig gibt es kein einziges barrierefreies Yogastudio. Ich weiß aktuell nicht, wo ich meine Kurse anbieten soll.“ Sie hat auch schon Kurse für den Unisport gemacht. Die Turnhalle, in der die stattgefunden haben, war aber einfach zu groß. „Für Yoga braucht man ein gewisses Flair, das in einer

Turnhalle nicht gegeben ist“, erklärt Golinski. Außerdem waren diese Kurse sehr schlecht bezahlt, sodass sie sich finanziell noch weniger gelohnt haben als die Kurse, die sie außerhalb des Unisports gibt. Da sie keine von der Krankenkasse zertifizierte Yogalehrerin ist, kommt bei ihren Kursen, welche sie außerhalb des Unisports noch gibt, hinzu, dass viele Rollstuhlfahrer diese gar nicht finanzieren können.

Zusätzlich scheitert es oft nicht nur an der schlechten Sichtbarkeit der Angebote, sondern auch an Unterstützung und Willen von potenziellen Trainern, denn „Yoga für Rollstuhlfahrer ist halt einfach nicht hip“, meint Golinski. Sie ist in ganz Sachsen und Sachsen-Anhalt momentan die Einzige, die Yoga für Rollstuhlfahrer anbietet.

Die beiden Frauen sind sich einig, dass jeder bei sich selbst anfangen muss, Vorurteile abzubauen, um bessere Inklusion zu ermöglichen.

Sophie Berns



Bis aufs höchste Level Foto: Andi Weiland Gesellschaftsbilder.de

Gut geplant durchs Jahr

Zwischen Tierreich und Weltraum

Auch in diesem Jahr haben die Sturä der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig und der Universität Leipzig wieder Planer rausgebracht. Es ist also wieder Zeit für eine seriöse Bestandsaufnahme.

Zugegeben: „lost“ sind wir in diesem Jahr alle. Der*die eine mehr, der*die andere weniger. Attestiert wurde uns das auch durch den alljährlichen Wettbewerb des Langenscheidt Verlags um das Jugendwort des Jahres, bei dem der Ausdruck den ersten Platz belegte.

Doch hier die gute Nachricht: Sowohl der Stura der Uni als auch der der HTWK helfen uns dabei, die Kontrolle über unsere Leben zurückzugewinnen. Aber welcher von beiden ist besser?

Zunächst ein Blick auf das Coverdesign. Man möchte schließlich nicht das ganze Jahr auf einen hässlichen Planer schauen, ihn daher nicht benutzen und so all seine wichtigen Termine verpassen. Besonders in Zeiten von Corona sind wir alle viel beschäftigt, wäre also schade drum.

Den Planer des Uni-Stura zielt auch in diesem Jahr wieder ein Tier. An die Spitze der Nahrungskette hat sich 2020 der Fuchs gekämpft.



HTWK- und Universitätsstura wählen gänzlich unterschiedliche Ansätze. Fotos: nes, Grafik: mn

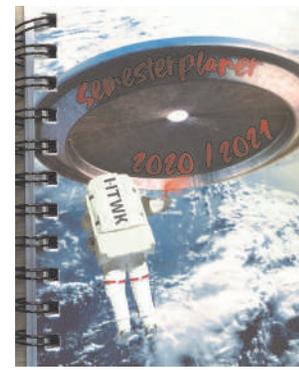
Hoffentlich färbt Reineckes (wie der Fuchs in Fabeln genannt wird) Weisheit auch auf uns ab, natürlich ohne dass wir dabei Tollwut bekommen.

Der Stura der HTWK greift dieses Jahr nach den Sternen. Auf dem Cover sehen wir eine*n Astronaut*in, der*die „Semesterplaner 2020/2021“ in roter Farbe an ein Ufo sprüht. Glücklicherweise gelten im Weltall die irdischen Gesetze nicht, denn sonst wäre er*sie mindestens wegen Vandalismus angezeigt worden. Aber selbst eine Anzeige würde bestimmt nicht schlecht bei Leipziger Studierenden ankommen. Dein persönliches Logbuch sendet eine motivierende Message Richtung Erde: Bis zur Unendlichkeit und noch viel weiter. Die Grenzen für deine Leistung



in diesem Semester setzt nur du allein.

Aber jetzt zum wirklich Entscheidenden: den inneren Werten. Der Uni-Planer ist mit 214 Seiten etwas dicker als der der HTWK mit 162 Seiten. Fraglich ist, ob Quantität hier über Qualität entscheidet. In beiden Ausgaben findet sich zunächst eine Begrüßung. Ein Highlight des Uni-Planers: Er spricht uns direkt an, macht sich zu einem von uns. Dadurch wird er von einem leblosen Packen Papier zu deiner*deinem ersten Freund*in an der Universität. Es ist also gar nicht schlimm, wenn du eins der Besäufnisse in der Einführungswoche verpasst hast, denn deinen wichtigsten Wegbegleiter hast du schon gefunden.



Die HTWK begrüßt mit den Worten: „Ready to take off?!“ Zeit für eine kleine Selbstreflexion: Bin ich bereit für dieses Semester? Habe ich mich für alle Module angemeldet? Zero, heißt es dann, das Semester startet, ob wir wollen oder nicht. Hoffentlich haben wir uns auch alle angeschnallt.

Auf den folgenden Seiten finden sich in beiden Planern Jahresübersichten und danach das standardisierte Montag-bis-Freitag-Format für die einzelnen Kalenderwochen.

Beide informieren uns auch über die einzelnen Referate ihrer Sturä. Praktisch beim Planer der HTWK ist, dass die Infoseiten sich vor und nach dem Kalenderteil befinden und man so zwischen einzelnen Kalenderseiten nicht erstmal

zehn Seiten weiterblättern muss und so vielleicht wichtige Lernzeit verpasst oder vergisst was man eigentlich eintragen wollte.

Für Ablenkung während langweiliger Vorlesungen ist auch gesorgt. Im Uni-Planer könnt ihr euch auf drei Seiten austoben. Ihr habt die Wahl zwischen Sudokus in den Stufen machbar und hardcore, einem Hörsalbingo und einem Ausmalbild. Besonders das Hörsalbingo sieht nach viel Spaß aus: Aufgeführt sind 16 von Professor*innen häufig verwendete Sätze. Sobald einer fällt, wird dieser angekreuzt. Man kann es auch gegeneinander spielen – Jurist*innen aufgepasst, ein Spiel für euch. Den Planer des*der Gegner*in verstecken gilt aber nicht.

Ein Dozent*innen-Bingo gibt es auch im Konkurrenz-Planer, hier können allerdings eigenständig Sätze eingetragen werden. Also etwas für die Kunststudierenden unter uns. Auf der nächsten Seite können Schiffe versenkt werden. Eigentlich sollten das doch Raumschiffe sein.

Der Sieg geht aber an den Planer der HTWK. Überzeugt haben hier die kontinuierliche Weltallthematik, die Aufteilung im Planer und die Liebe zum Detail.

Nele Sikau

Der Dalai Lama als Ersti-Guide

Die Uni-Insider auf Instagram – eine Campuskolumne

Ich bin Ersti im Wintersemester 2020. Ich hab' mich schon auf der Sachsenbrücke verabredet, bin zweimal zum verschlossenen Studierendenratsbüro marschiert, um meinen Ersti-Beutel abzuholen und hab mir im obercoolen „Leos“ überbeuerte Getränke bestellt. Ab und zu hat man mich auch auf der Karli gesehen, Gruppe für Gruppe ansprechend, auf der Suche nach zukünftigen Kommiliton*innen.

Auf Facebook, welches ich nach fünf Jahren wieder aktiviert hatte, um der Erstis-2020-Gruppe beizutreten, bemerkte ich den Post von luhze, die zur Redaktionssitzung einladen. Reingekommen bin ich vorsichtig balancierend auf dem Grat, weder desinteressiert noch überengagiert zu wirken, damit bloß niemand denkt: „Hoffentlich kommt die nie wieder“, oder aber auch: „Die sieht so aus, als hätte sie Lust, fünf Artikel für die nächste

Ausgabe zu verfassen.“ Als ich rausgekommen bin, sollte ich plötzlich einen Text über die Memeseiten zur Uni Leipzig verfassen. Gut, damit hatte ich ehrlich gesagt nicht gerechnet. Als ich mit meiner Recherche begann, diverse Accounts zu begutachten, musste ich feststellen, dass ich als Ersti nicht zu den Beliebtesten der Party gehörte.

Von Schweißausbrüchen beim Verspäten – absolut verständlich – über andere Scherze, die ich noch nicht verstand – wie meinen die das, ich könne meine schriftliche Leistung nicht durch die mündliche ausgleichen? –, wird jede Chance genutzt, sich schamlos über verwirrte Studienanfänger*innen lustig zu machen.

Ein wenig gekränkt schaute ich weiter, ob es auch Content zu finden gab, der nicht darauf abzielte, motivierte Neuankommlinge in ihre Schranken zu weisen.

Jurist*innen und BWLer*innen. Aha. Die scheinen hier ja einen ganz hohen Ruf zu haben. Was es an ihnen auszusetzen gibt? Laut den anonymen Administrator*innen seien diese der Inbegriff von „Larrys“, wie durch das Story-Highlight „EhrenmannFAQ“ auf der Seite *unileipzig_memes* deutlich wird. Diese Aussage wird sogar durch ein Zitat von Bestsellerautor Tony Robins gestützt. Nicht nur dieser tritt als Prominenz auf der Instagramseite auf. Vertreten ist auch der Dalai Lama, der neuen Erkenntnissen zufolge circa 300 vor Christus der Präsident Chinas gewesen sein soll. Homophobie und Rassismus scheinen damals von ebengleicher Aktualität wie heute gewesen zu sein. Auch der chinesische Präsident konnte sich offensichtlich nicht verkneifen, Jura-Studierende als „Schwula“ zu bezeichnen, oder den Wirtschaftswissenschaftler*innen zu drohen, „aufs Maul

von Kanacken“ zu kriegen. Naja, lieber diskriminierend als Jura-Student*in. Oder nicht?

Ich freue mich auf jeden Fall darauf, im kommenden Semester nach und nach die Ersti-

Witze zu verstehen, damit ich pünktlich im April damit anfangen kann, die nächste Generation in ihrem Unwissen zu belächeln.

Mareike Legler



So sieht's aus.

Grafik: Mareike Legler

Auf der Suche nach neuem Lesestoff

Wie man in Leipzigs Buchläden besondere Lektüre findet

Sich mit einem guten Buch in eine Decke einzukuscheln und bei schlechtem Wetter in eine andere Welt einzutauchen – das ist wohl für Viele die beste Möglichkeit, triste Herbsttage zu verbringen. Doch wenn das Bücherregal einmal rauf und runter gelesen wurde, muss neue Lektüre her. Um wirklich ein paar Schätze abzustauben, empfiehlt es sich, in einer der unabhängigen Buchhandlungen Leipzigs stöbern zu gehen.

Klassisch

Die Connewitzer Verlagsbuchhandlung ist nur ein paar Straßen vom Hauptcampus der Uni Leipzig entfernt zu finden. Wer eine Buchhandlung mit einem eher klassischen Sortiment sucht, das die meisten Genres bedient, wird hier bestimmt fündig. Darüber hinaus bietet die Buchhandlung in der zweiten Etage eine außergewöhnlich

große Auswahl an englischsprachigen Büchern.

Comics

Ein wenig unscheinbar in einer der Seitengassen der Karl-Liebknecht-Straße gelegen, entpuppt sich der Comicladen Comic Combo als echter Geheimtipp. Im Inneren des kleinen Geschäfts verbirgt sich eine riesige Auswahl an klassischen Comics, Mangas und Graphic Novels. Das Sortiment erstreckt sich dabei weit über altbekannte Superheldengeschichten hinaus. Zu finden sind Bildbände über bekannte Persönlichkeiten bis hin zu den allerneuesten Serien. Sollte einen die Auswahl als Neuling überwältigen, lohnt es sich auf jeden Fall, eine*n der Mitarbeiter*innen anzusprechen. Sie kennen sich bestens im Laden aus und finden für jeden Geschmack etwas Passendes. Aber auch für Comicsammler*innen lohnt sich der Gang in



Polyglott im Polylogue

Foto: Julie-Madeline Simon

das Geschäft, denn immer wieder kann man hier limitierte Sonderausgaben erwerben.

Antiquariat

Ist man auf der Suche nach einem besonderen Buch, vielleicht als Geschenk für eine*n seiner Liebsten oder für den Ehrenplatz im eigenen Bücherregal, lohnt sich ein Besuch im Antiquariat

man auf eine fachkundige Beratung treffen kann.

International

Mehrsprachig wird es im Buchladen Polylogue in Lindenau. Die Betreiberin Laure Le Cloarec eröffnete vor vier Jahren diese Buchhandlung, um Menschen verschiedenster Kulturen einen Ort des Austausches zu bieten. Zu finden sind in ihrem Sortiment einzeln ausgewählte Lieblingsbücher in den jeweiligen Originalsprachen Englisch, Spanisch, Italienisch und Französisch. Aber auch ins Deutsche übersetzte Bücher finden ihren Platz. Nicht nur auf die Sprache, sondern auch auf die ausgeglichene Auswahl von Autoren und Autorinnen legt die Buchhändlerin wert. Darüber hinaus bietet der gemütliche, kleine Laden eine Auswahl an Getränken und lädt mit seinen bunten Sofagarnituren zum Bleiben ein.

Julie-Madeline Simon

Anleitung zum Verlaufen

Audiowalk führt zu entlegenen Orten

Einfach nur Spazierengehen ist sowas von gestern – seit Juni kann man den Leipziger Osten mit einem Hörspaziergang entdecken. Während der gut 90 Minuten spricht Bertram Weisshaar vom Atelier Latent mit Rüdiger Dittmar, Leiter des Amts für Stadtgrün und Gewässer, über grüne Infrastruktur in Leipzig und den Masterplan Grün. Die Route und die dazugehörigen Audios hat die Stadt Leipzig auf ihrer Website veröffentlicht, komfortabler geht das Abspielen über die kostenlose App guidemate.

Einen Spaziergang im Grünen mit Kopfhörern zu machen, klingt erstmal nach einer mäßig tollen Idee – da kriegt man ja gar nichts von den schönen Naturgeräuschen mit. Aber daran haben die Entwickler*innen gedacht: Die Tour beginnt mit sanftem Vogelgezwitscher und der Aufforderung, ganz still zu sein – denn Spaziergangsforscher Weisshaar, der durch die Route führt, versucht, das Gras wachsen zu hören.

Laut Weisshaar soll der Audiowalk dazu dienen, „dem Grün eine Stimme zu verleihen“. Dieses Ziel verfehlt er aber. Wenn Bäume sprechen könnten, würden sie niemals mit einem solchen Amtsdeutsch um sich werfen, wie es Weisshaars Gesprächspartner Dittmar tut. Dadurch und durch viele

Wiederholungen wird die Tour trotz interessanter Infos zu lang. Die Stimmen der beiden Männer scheinen sich irgendwann mit dem Rauschen der Blätter zu vermischen.

Außerdem sollte man bedenken, dass die auf der Website versprochenen 90 Minuten die reine Hörzeit sind. Die Zeit, um von einer Station zur nächsten zu kommen, ist nicht mit einberechnet. Wenn man dann noch nach dem richtigen Weg suchen muss und vielleicht auch ein bisschen ohne Kopfhörer an den Stationen verweilen will, gehen ein halber Tag und ein voller Handyakku auf jeden Fall dabei drauf.

Schalten vielleicht auch die Ohren zwischendurch mal ab, findet sich beim Durchqueren verschiedener Wohngebiete zumindest Einiges an Inspiration, wo es sich später mal – mit Ab-

schluss und mehr Geld in der Tasche – gut wohnen lässt. Und auch sonst gibt es viel zu entdecken, denn in die Auswahl der Wege floss eindeutig mehr Fantasie als in die Texte für die Audios. So geht es zum Beispiel über abenteuerliche Trampelpfade, durch verwinkelte Gassen und halbprivate Innenhöfe.

Die kurzen Wegbeschreibungen in den Audios hätten allerdings sinnvoller gestaltet werden können. Die Aufforderung, man solle denjenigen Trampelpfad nehmen, der neben einer Robinie beginnt, dürfte die meisten Studierenden (außer vielleicht die der Biologie) heillos überfordern.

Fazit: Eher eine Wanderung als ein Spaziergang – aber eine schöne und interessante für alle, die mehr über die Stadt wissen wollen, in der sie leben.

Lisa-Naomi Meller



Am „Katzenbuckel“ im Abnaundorfer Park

Foto: Inm

WIE GEHT EIGENTLICH...

Stricken?

Wahrscheinlich kennt jede* die Freude über die wärmende Mütze, den kuscheligen Schal oder die praktischen Handschuhe. Aber wie wäre es damit, sich dieses Jahr an die Eigenproduktion zu wagen? Denn Stricken ist gar nicht so schwer und einmal erlernt ein Kinderspiel. Dazu kommt, dass es eine sinnvolle, beruhigende Freizeitbeschäftigung mit schön anzuschauendem und praktischem Ergebnis ist.

Du benötigst nur drei Utensilien: ein Wollknäuel und zwei Nadeln. Beides ist im Stoffladen oder online zu finden. Je nach Art der Wolle wählst du im nächsten Schritt die in Dicke und Länge variierenden Nadeln aus Holz oder Metall für unter zehn Euro aus. Die hilfsbereiten Verkäufer*innen sind beratend zur Stelle, weshalb es für Neulinge auf dem Gebiet der Strickkunst sehr empfehlenswert ist, einen Laden einem Online-Shop vorzuziehen: Bei der Wahl von Wolle und Nadeln gibt es einiges zu beachten.

Bist du ausgestattet, kann es losgehen! Am besten ist es, als Anfänger*in zunächst ein einfaches Projekt, beispielsweise einen Schal, in Angriff zu nehmen. Für den Start ist es außerdem ratsam, mit rechten Maschen zu stricken, da diese einfacher sind als linke. Genaue Anleitungen gibt es sowohl schriftlich als auch im Videoformat im Internet. Hier wird



Fingerübung

Foto: tm

alles Schritt für Schritt von der Maschenprobe bis zum fertigen Produkt erklärt. Wenn man erprobt ist, gibt es vielfältige Möglichkeiten, bei denen verschiedene Stricktechniken und Nadeln gefragt sind: Wie wäre es mit Socken, einer Mütze, einem Pullover oder Handschuhen? Kunstvolle Muster steigern den Schwierigkeitsgrad, sodass man sich immer weiter ausprobieren kann.

Stricken ist in vielerlei Hinsicht gut. Zum einen ist Handarbeit oft entspannend, es ist ein schönes Gefühl, etwas Selbstgemachtes zu tragen, es eignet sich als Nebenbeschäftigung vor dem Fernseher oder während einer Vorlesung, man kann sich eigene Kreationen überlegen, von Herzen kommende Geschenke zu Weihnachten verteilen und anderen Menschen eine Freude bereiten.

Das Erlernen lohnt sich. Also nichts wie los, bewaffne dich mit Wollknäuel und Nadeln und wappne dich für den Winter.

Rabea Hoffmann

KOLUMNE



Am Ziel

Ich kann mich noch genau an meine erste Periode erinnern. Ich war elf Jahre alt, in meinem Zimmer hingen Blümchenvorhänge und mein CD-Player spielte den High-School-Musical-Soundtrack. Als ich anfang zu bluten, war das fast märchenhaft: Ich war zuhause, nicht im Sportunterricht. Ich war aufgeregt, nicht verängstigt. Meine Mutter kaufte mir Binden, ich bekam das Telefon in die Hand gedrückt und hörte meine Tante kreischen: „Du bist jetzt eine von uns!“

Das mit den Binden habe ich ein paar Jahre lang versucht, das Gefühl, sich in die Hose gemacht zu haben, hätte ich mir gerne erspart. Ich steige um auf Tampons und bin zufrieden, eine Alternative gibt es aber auch nicht. Wie oft ich einen Tampon in meiner Vagina gefunden habe, der hinter einem anderen vor sich hingammelte, weiß ich nicht mehr.

Als ich 19 Jahre alt bin, erzählt mir eine Freundin von ihrer Menstruationstasse. Das ist ein kleiner Trichter aus medizinischem Silikon, den man mit den Fingern zusammendrückt und sich in die Vagina schiebt. Die Menstruationsflüssigkeit wird so aufgefangen und kann ungefähr alle acht Stunden entleert werden. Dieselbe Tasse kann man bis zu zehn Jahre lang benutzen. Umweltfreundlich, Körperschonend, kostengünstig.

Ich bestelle mir eine im Internet. Sie ist versehen mit einem kleinen Plastik-Zipfel mit Lamellen dran, der wahrscheinlich für mehr Halt beim Herausziehen sorgen soll, mir aber die Schamlippen aufwehzt. Mein damaliger Freund versucht, mit einer Nagel-schere die Lamellen abzuschneiden. Ohne Erfolg. Als ich kurz davor bin, den Traum an angenehme Menstruationsartikel aufzugeben, bekomme ich ein Geburtstagsgeschenk, das mein Leben verändert: Zwei Moon-Cups, die eine quietschpink, die andere knallblau. Ein Stäbchen zum Herausziehen gibt es nicht. Und keine Lamellen. Jahre später trage ich immer noch jeden Monat dasselbe Stück Silikon in meinem Körper, der Sex ist besser, meine Tage nicht so schlimm. Nur die Moon Cup sieht etwas mitgenommen aus, sie ist nicht mehr quietschpink, sondern braun gefleckt.

Marie Zinkann

Kommentar zu Seite 2

Alter Wein, neue Schläuche

Orientalisches Institut muss umbenannt werden

Edward Said hat 1978 sein Werk „Orientalismus“ veröffentlicht, das inzwischen zu einem Klassiker postkolonialen Denkens geworden ist. Der Literaturkritiker beschreibt darin die diskursive Schaffung eines minderwertigen „Orients“ als Gegenpart zum „aufgeklärten Okzident“ und befasst sich insbesondere mit akademischen Strukturen, welche die Entstehung dieses Orientbegriffs begünstigt haben.

42 Jahre später hat die Fakultät für Geschichte, Kunst und Orientwissenschaften der Universität Leipzig sich nun unter Applaus in „Fakultät für Geschichte, Kunst und Regionalwissenschaften“ umbenannt. Eine wegweisende Wirkung bleibt allerdings nicht nur wegen der großen Verspätung aus, denn das „Orientalische Insti-

tut“ innerhalb der Fakultät behält seinen Namen.

An unpolitischen Studierenden liegt das – wie zu glauben sein könnte – aber nicht. Das beweist nicht zuletzt die maßgebliche Beteiligung Leipziger Studierender bei der Gründung der „Kritischen Arabist*innen und Islamwissenschaftler*innen“ im Juli. Diese Gruppe vereint Studierende der Arabistik und Islamwissenschaft aus ganz Deutschland, die sich kritisch mit dem eigenen Fachbereich auseinandersetzen wollen und dabei auch die „eigene Position in der Wissenschaft und deren Geschichte“ hinterfragen möchten.

Auch die studentische Vertretung des Instituts steht hinter einer Umbenennung. Der zuständige Fachschaffsrat der Fakultät hat seinen eigenen Namen bereits vor der Umbenennung

der Fakultät abgeändert und wurde vom „Fachschaffsrat für Afrikanistik und Orientalistik“ zum „Fachschaffsrat for Religious Studies, Area Studies and Others“. Dass dafür keine große Diskussion notwendig war und eine Umbenennung schnell beschlossen werden konnte, spricht für sich.

Doch sie allein können die Namensänderung des Instituts nicht bestimmen. Dafür braucht es eine Entscheidung auf Ebene der Professor*innen. Doch wie so passiert nichts? Eigentlich muss eine Namensänderung lediglich vom Fakultätsrat beschlossen werden und kann dann den üblichen Gremienweg einschlagen.

Seit Anfang Juni gibt es am „Orientalischen Institut“ eine von der Studienkommission gegründete Reform-AG mit einer

Arbeitsgruppe, die sich unter anderem mit dem Namen des Instituts beschäftigen soll. Ein Hoffnungsschimmer? Noch hat sich die Gruppe nicht getroffen.

Dass das „Orientalische Institut“ Einsichten, die inzwischen glücklicherweise mehr oder weniger zu wissenschaftlichen Grundsätzen geworden sind, bisher in der eigenen Namensgebung nicht umsetzen kann, ist ein Armutszeugnis. Umso deprimierender ist es, dass ein Reformwille vonseiten der Studierenden eigentlich vorhanden ist. Es bleibt also zu hoffen, dass auch entsprechende Entscheidungsträger*innen die Notwendigkeit einer Umbenennung einsehen, bevor das Institut dafür mit der Glaubwürdigkeit seiner eigenen Forschung bezahlen muss.

Sarah El Sheimy



Strahlende Zukunft (Karikatur zu Seite 3)

Karikaturen: Yannick Beierlein



Solidarität (Karikatur zu Seite 10)

Kommentar zu Seite 4

Keinen Leerstand dulden

Wohnraumdebatte muss schärfer geführt werden

Ein privater Rückzugsort, trocken, warm, mit Strom-, Wasser- und Internetanschluss darf in Deutschland kein Luxus für einige Wenige sein. Beklemmende Bilder von Sammelunterkünften sind nur erträglich unter der Prämisse der vorübergehenden Zwischenlösung. Gerade die sehr häuslichen Pandemiemonate verdeutlichen(ten), wie wichtig eine gewisse Größe, Gemütlichkeit, Helligkeit, aber nicht Hellhörigkeit der Wohnung ist. Lernen und Arbeiten von zu Hause aus, aber auch Regenerieren ist schwierig ohne eigene vier Wände mit gewissem Komfort.

Dass es an der Umsetzung dieses Wohnungsideals für alle hapert, merkt spätestens, wer selbst eine neue Wohnung sucht, die nicht im 400-Einwohner*innen-Ort, sondern beispielsweise in Leipzig liegt. Auch wenn die

Situation hier vielleicht noch entspannter ist als andernorts: Ein Wohnungsmarkt, auf dem auf Augenhöhe verhandelt würde, liegt in weiter Ferne. Genug potenzielle Mieter*innen stehen Schlange. So bleibt den Wohnungssuchenden nur das Anbieten bei der Hausverwaltung, um eine Wohnung zu ergattern, die mehr kostet, als der Mietspiegel vorsieht.

Wohnungssuchende auf die sich leerenden Dörfer zu verweisen, verfängt nicht, wenn dort keine gleichwertigen Arbeitsstellen zur Verfügung stehen und man ein Kulturangebot, das aus Skatrunde und Kirmesburschen besteht, nicht als ausreichend erachtet. Leerstehende Wohnungen in Leipzig trotz einer sich steigernden Wohnungsknappheit sind ein Missstand. Wenn erst eine Hausbesetzung öffentlichkeitswirksam darauf

hinweisen konnte, war sie vielleicht das probate Mittel. Denn eine weitreichendere Diskussion darüber, wie die künftige Wohnungsverordnung gestaltet werden soll, ist notwendig.

Bisherige Lösungsvorschläge gehen nicht weit genug: Die Festsetzung einer Strafzahlung können Eigentümer*innen verschmerzen, wenn die mit der Immobilie erzielte Rendite hoch genug ist. Und Sozialbindungen dürfen nur befristet vereinbart werden. Wirkungsvoller erscheint die nach dem Berliner Zweckentfremdungsverbotsgesetz mögliche Einsetzung eines Treuhänders, der leerstehende Wohnungen wieder einer Nutzung zuführen soll. Bleibt noch das Problem, dass dieser Wohnraum auch für weniger gut verdienende Menschen bezahlbar sein muss.

Auf die Forderung weitrei-

chenderer staatlicher Eingriffe reagieren erstaunlicherweise viele Menschen, auch solche, die sich Luxuswohnungen eher nicht leisten können, sofort allergisch. Dabei geht es hier nicht um das kleine selbstbewohnte Eigenheim. Auch ist Eigentum an einem Mehrparteienhaus als Altersvorsorge an sich nicht verwerflich. Ein Wohnhaus aber nur zu haben, um es zu haben und dabei die bestimmungsgemäße Nutzung zu verhindern, ist nicht sozial. Denn Wohnraum ist ein begrenztes Gut. Will man allen ein angemessenes Wohnen ermöglichen, dürfen Politiker*innen und Wähler*innen auch vor Umverteilung und Regulierung nicht zurückschrecken. Eine unumstößliche Eigentumsgarantie, welche die*den schützt, die*der ein Wohnhaus leerstehen lässt, gibt es nicht.

Julia Nebel

9 November
Montag

Online-Programm

Die Diversity-Tage an der TU Dresden stehen in diesem Jahr unter dem Motto „Vielfalt wertschätzen. Vielfalt leben.“ Vom 9. bis zum 11. November findet ein buntes Programm mit Vorträgen, Diskussionen und Workshops online statt. Für manche der Veranstaltungen muss man sich vorher auf der Website der TU anmelden.

| Ort: Big Blue Button | Zeit: ganztägig | Eintritt: frei

11 November
Mittwoch

Ringvorlesung der HTWK

Am Beispiel des urbanen Landwirtschaftsprojekts Annalinde in Leipzig zeigt Mitarbeiterin Susanne Lämmel in der Vorlesung über soziale Landwirtschaft in der Stadt auf, wie Lebensmittelanbau und Agrikultur mitten in der Stadt funktionieren können – und wo es Probleme gibt. Hinterher wird diskutiert.

| Ort: Internet | Zeit: 17:15 bis 18:45 Uhr | Eintritt: frei

12 November
Donnerstag

Kochabend

Zwei Freiwillige erklären per Videochat, wie man echtes kamerunisches Essen zubereitet. Ihr könnt in eurer WG-Küche direkt mitmachen und hinterher in virtueller Gemeinschaft speisen. Anmeldung über die Website der Freiwilligen-Agentur Halle-Saalkreis erforderlich.

| Ort: Zoom | Zeit: 17 bis 20 Uhr | Eintritt: frei

17 November
Dienstag

Ringvorlesung der Uni

Gender als analytische Kategorie ist in der Wissenschaft sehr präsent. Vor welchen Herausforderungen stehen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in ihren Forschungen? Das Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Leipzig stellt in dieser Vorlesung die Frage in den Raum, welche Rolle Geschlecht in der Rechtswissenschaft, genauer im Verhältnis zur Verfassung, spielt.

| Ort: Zoom | Zeit: 17:15 bis 18:45 Uhr | Eintritt: frei

Tipp des Monats

Vom Sofa aus solidarisch sein

Lockdown bei unter zehn Grad sind wir alle nicht gewöhnt. Da bleibt nur noch: In eine Decke gewickelt von Zuhause aus Vorlesungen lauschen und Menschen unterstützen, die um ihre Existenz bangen. Via *Local Heroes Leipzig* kannst du Gastronomiebetrieben in deiner Nähe helfen.

Leipzig

immer

auf Spendenbasis



Foto: Pixabay

19 November
Donnerstag

Workshop

Bei verlorenen Praktikumsplätzen, zu vollen Seminaren, Existenzängsten ist es vollkommen normal, sich der eigenen Zukunft ungewiss zu sein. Die Pandemie hat viele Studierende in unsichere Zeiten gestürzt. Der zweistündige Workshop des Career Service der Uni zeigt Strategien auf, wie man den Überblick behält und so schwere Zeiten besser überstehen kann. Eine Anmeldung über Tool ist erforderlich.

| Ort: Internet | Zeit: 15 bis 17 Uhr | Eintritt: frei

Workshop

Nicht erst seit Corona ist es wichtig, sich mit digitalen Werkzeugen im Studium auszukennen. In diesem Workshop könnt ihr lernen, wie ihr mithilfe von OneNote und Citavi nicht nur Hausarbeiten, sondern euer komplettes Studium papierfrei organisieren könnt. Eine Anmeldung auf der Website der Universitätsbibliothek ist erforderlich.

| Ort: Internet | Zeit: 15 bis 16 Uhr | Eintritt: frei

26 November
Donnerstag

Kurzworkshop

Egal ob erste Hausarbeit oder Masterabschluss – wer bei wissenschaftlichen Arbeiten Schwierigkeiten mit dem Finden oder Eingrenzen des Themas hat, bekommt hier Hilfe. Anmeldung über Tool oder auf der Website des Academic Lab erforderlich.

| Ort: Internet | Zeit: 11:15 bis 12:45 Uhr | Eintritt: frei

27 November
Freitag

Diskussion

Der Gastlandauftritt Tschechiens bei der Leipziger Buchmesse 2019 hallt nach – beim Festival „Echo Tschechien 2020“ in der Schaubühne Lindenfels. Am ersten Abend diskutieren deutsche und tschechische Autor*innen in der Veranstaltung „Zukunft denken: Corona-Krise als Chance?“ über die Veränderungen, die die Pandemie in ihrem Leben und Schreiben ausgelöst hat.

| Ort: Internet | Zeit: 18:30 Uhr | Eintritt: frei

5 Dezember
Samstag

Mitmachfest

Licht an im Leipziger Westen! Zu den alljährlichen Lichtspielen wird die Gegend rund um die Karl-Heine-Straße in eine magische Winterwelt verwandelt. Jeder kann mitmachen und seine eigenen Fenster kreativ erleuchten. Die schönsten werden durch eine Jury ausgezeichnet.

| Ort: Karl-Heine-Straße und Umgebung | Zeit: 16:30 bis 22 Uhr | Eintritt: frei

6 Dezember
Sonntag

Brauchtum

Der heilige Nikolaus ist der Patron der Schulkinder, dennoch passiert ihm in Schokoladenform und diversen Köpfen immer wieder eine Verwechslung mit dem Weihnachtsmann – völlig unverdient! Der Tag ist ein wunderbarer Anlass, um WG-Mitmenschen oder den Lieblingsnachbarn ein paar Süßigkeiten buchstäblich in die Schuhe zu schieben.

| Ort: Welt | Zeit: ganztägig, am besten morgens | Eintritt: frei

Die Gesundheitskasse
für Sachsen und Thüringen.





jetzt anmelden:
plus.meine.aok.de

Krankenversicherung geht auch digital.

In unserer **Online-Filiale** und der **Meine AOK-App** können Sie Ihre Anliegen einfach und bequem online regeln. Für die persönliche Beratung ist Ihr **Studentenberater, Eric Herrmann**, Tel. 0800 10590 46117 gern für Sie da.



DANKESCHÖN!

Für die außerordentliche Unterstützung unseres Crowdfunding-Projekts möchten wir uns ganz besonders bedanken bei:

Carl Ziegner (Abonnent des „Wein“-Pakets)

IMPRESSUM

luhze

Leipzigs unabhängige Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Telefon: 01771446675
E-Mail: chefredaktion@luhze.de

Online: www.luhze.de
Twitter: [@luhze_leipzig](https://twitter.com/luhze_leipzig)
Instagram: [luhze_leipzig](https://www.instagram.com/luhze_leipzig)
Facebook: [luhzeLeipzig](https://www.facebook.com/luhzeLeipzig)

Auflage: 10.000 Stück

Druck: MZ Druckereigesellschaft mbH
Fiete-Schulze-Straße 3
06116 Halle (Saale)

Herausgeber: Luhze e.V.
vertreten durch die Vereinsvorsitzenden
Luise Mosig und Hanna Lohoff
Geschäftsführer: Dennis Hänel

Anzeigen:
Margarita Savina (ms), Dennis Hänel (dh)
anzeigen@luhze.de
Preisliste 04/2019

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Sophie Goldau (sg), Jonas Waack (jw),
Theresa Moosmann (stellv.) (tm)

Resortleitung:
Hochschulpolitik: Theresa Moosmann (tm)
Perspektive: Jonas Waack (jw)
Leipzig: Friederike Pick (fp)
Wissenschaft: Niclas Stoffregen (nts)
Klima: Jonas Waack (jw)
Rätsel: Lisa-Naomi Meller (lnm)
Thema: Jonas Waack (komm.) (jw)
Kultur: Sophie Berns (sb)
Sport: Vincent Biel (vb)
Service: Jonas Waack (komm.) (jw)
Kalender: vakant
Foto: vakant
Grafik: Marie Nowicki (mn)
Campuskultur: Sophie Berns (sb)
Interview: Sophie Goldau (sg)
Reportage: Jonas Waack (jw)
Film: Sophie Goldau (sg)

Redaktion: Leonie Asendorpf (la), Leonie Beer (lb), Pia Benthin (pb), Alicia Kleer (ak), Johanna Klima (jk), Luise Mosig (lm), Julia Nebel (jn), Margarita Savina (ms), Annika Seiferlein (as), Nele Sikau (nes), Christof Steidele (cs), Natalie Stolle (nst), Pauline Reinhardt (pr), David Will (dw)

Geschäftsbedingungen:
Alle Rechte und Irrtümer vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von un-

verlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich (Ausnahme: Semesterferien) und ist kostenlos. Den Autorinnen und Autoren ist es freigestellt, in ihren Texten mit dem Gendersternchen zu gendern. Bei Texten ohne Autorennennung wird auf Sonderzeichen verzichtet, geschlechtsneutrale Sprache aber angestrebt.

Nächste Ausgabe: 7. Dezember
Redaktionsschluss: 26. November

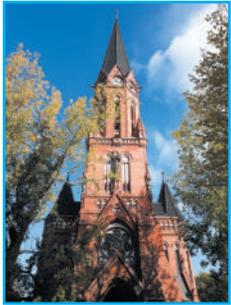
Gewinnspiel

Die Kirche bleibt im Kiez

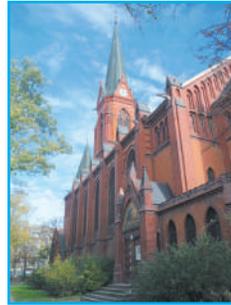
Wir verlosen zwei Erinnerungsalben, die eure Großeltern ausfüllen können

Kennt ihr euch richtig gut in Leipzig aus? Mit diesem Rätsel könnt ihr eure Ortskenntnis unter Beweis stellen. Schreibt einfach den Namen des Stadtteils, in dem die jeweilige Kirche steht, unter das Bild. Viel Erfolg!

Fotos: Rabea Hoffmann, Lisa-Naomi Meller



1. _____



2. _____



3. _____



4. _____



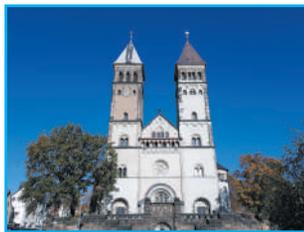
5. _____



6. _____



7. _____



8. _____

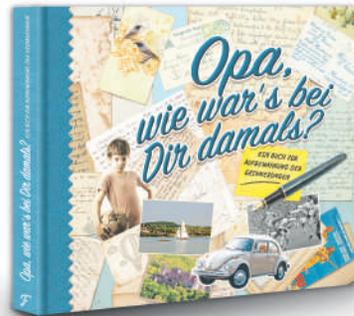
WIR VERLOSEN:

je ein Erinnerungsalbum „Oma, wie war's bei dir damals?“ und „Opa, wie war's bei dir damals?“

Was wolltest Du werden, als Du klein warst? Was hat man damals getrunken? Was haben Deine Eltern Dir beigebracht? Diese und andere Fragen laden Eure Großeltern zum Erzählen ein. Als Weihnachtsgeschenk oder einfach so.

Um zu gewinnen, schickt die acht richtigen Stadtteilnamen bis zum 6. Dezember 2020 an gewinnspiel@luhze.de.

Disclaimer: Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Gewinner bestimmt ein Zufallsgenerator. Wir verwenden Eure Daten nur fürs Gewinnspiel. Redaktions- und Vereinsmitglieder von luhze sind vom Gewinnspiel ausgeschlossen.



KLEINSTANZEIGEN

Rezept für tschechisch-libanesische Couscouspfanne: Zwiebeln, Tomaten, Aubergine und Paprika in Pfanne anbraten; etwas Wasser hinzufügen und Couscous rein; am Ende Fetakäse drüber. Fertig ist das Ding. Dobrou chut und sahteyn, hi und emf.

Liebe Grüße an J. R. ins Ref! Dein zweiter großer Auftritt in der Hochschulzeitung :D Leider viel zu lange keine lustige Mensarunde mehr. Melde dich, falls du das liest.

Ich nehme mir vor, das nächste Mal den Reformationstag nicht zu vergessen. Der Aldi am Hauptbahnhof war voller Menschen, denen dasselbe passiert ist wie mir.

Liebeserklärungen in der Zeitung sind voll out aber ich machs trotzdem: Ich mag dich sehr, und ich glaube, das wird auch so bleiben. Ziehst du mit mir zusammen, Niclas? <3

Euer Platz in luhze!

Ein Quadratzentimeter kostet 1,50 Euro



Egal ob Grüße an Familie, WG, Dozierende, Suche jenes und Biete dieses, Gedichte, Geständnisse...

Mit unserer Auflage von 10.000 Exemplaren erreichen wir viele Menschen und liegen kostenlos in Wohnheimen, Bibliotheken und Cafés aus.

Ihr könnt so viele Quadratzentimeter kaufen wie ihr wollt. So könnt ihr uns nebenbei ganz einfach unterstützen.

Schickt einfach eine Mail mit dem Text eurer Anzeige und der gewünschten Größe an chefredaktion@luhze.de.

Dir gefällt, was du gelesen hast?

Unterstütze uns auf **Steady**



Kräutertee

3 Euro monatlich

Du bekommst...
...einen Newsletter, mit dem wir dich über unsere Arbeit auf dem Laufenden halten.



Kaffee

5 Euro monatlich

Du bekommst...
...die luhze-Ausgabe als PDF vor Erscheinung.
...einen Newsletter, mit dem wir dich über unsere Arbeit auf dem Laufenden halten.



Wein

10 Euro monatlich

Du bekommst...
...eine namentliche Erwähnung in unserer Zeitung (sofern erwünscht).
...die luhze-Ausgabe als PDF vor Erscheinung.
...einen Newsletter, mit dem wir dich über unsere Arbeit auf dem Laufenden halten.